Die

Erde und ihre Bewohner

nach

den neuesten Entdeckungen.

Ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

von

E. A. W. von Zimmermann.

Eilfter Theil.

Korea, Japan, Tunkin und Cochinchina.

Stuttgart,
bei August Friedrich Macklot. 1820.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Korea	5
Das Land	—
Natur-Produkte	7
Der Mensch, seine Aehnlichkeit mit dem Chinesen	9
Abhängigkeit dieses Reichs von China	—
Kleidung und Wohnung der Koreaner	11
Größe und Bevölkerung des Reiches	—
Häusliche Einrichtungen und Gebräuche	—
Sprache und Kenntnisse	12
Regierung, Gesetze, Handel, Kriegsmacht, Religion, Ergötzungen	13
Das Kaiserthum Japan	19
Bildung und Größe des Landes	20
Zahlreiche Vulkane, Erdbeben und Schwefelquellen	21
Gebirge und Flüsse	23
Der durch ein Erdbeben entstandene See Omi und die unweit desselben gelegene Handelsstadt Osacca	—

Seite

Japans Clima 25

Natur-Produkte . . . . —

Reichthum an Mineralien und vorzüglich an Gold und Kupfer 26

Dortige Flora, besonders die für den Haushalt benutzten Pflanzen 27

Der Kampfer und dessen Handelswerth 31

Das Thierreich 33

Sonderbare Art der Hauskatzen und mehrere Arten wenig bekannter Viverren . . . . —

Der Foken, ein eßbarer Nachtvogel 34

Der Kranich gehört für die kaiserliche Tafel 35

Vielfache Benutzung des Wallfisches . . . . . . —

Merkwürdiger Fisch mit knorpelichten Füßen 36

Auch in Japan genießt man viele Schleimthiere . . . —

Schöne Nachtfliege, ein Hermipteron? 37

Der Mensch . . . . —

Tartarische Bildung des Japaners . . . . . . —

Schönes Frauenzimmer der Landschaft Fisen 38

Charakter, vorzüglicher als der der Chinesen . . . . —

Beispiele von seltenem Muthe und Edelsinne 39

Wie wahnsinnig der Zweikampf sey 40

Nachahmungswerthes Benehmen Gustav Adolphs gegen zwey Duellanten 41

Seltenes Beispiel kindlicher Liebe 42

— — weiblicher Tugend 43

Nichtachtung der Holländer 44

Wißbegierde . . . . —

Seite

Rachsucht und sonstige Eigenschaften der Japaner 46

Ihre Kleidung . . . . —

Wohnungen und Baukunst 48

Tempel zu Kiamitz 50

Nahrungsarten 51

Unglaublich theures Gericht 54

Industrie . . . . —

Die Sowa-Arbeit und die vorzüglichen Säbelklingen . . . 55

Japans innerer Handel 56

Merkwürdige thönerne Wassertonnen . . . . . . —

Meilenlange Dörfer 57

Größere Bevölkerung als in China 59

Heerstraßen und Bequemlichkeiten für Reisende . . . 60

Strohschuhe der Pferde und Art zu reiten . . . . —

Portechaisen und Tragekörbe 61

Hauptgegenstände des Binnenhandels 62

Japans Handel mit dem Auslande . . . . . . —

Ehemaliger Handel und Verkehr der Portugiesen . . . 63

Ursachen von dessen Verfall und Vertreibung dieser Nation . 64

Schreckliche Christenverfolgung . . . . —

Merkwürdiges Benehmen der Holländer 65

Handel derselben . . . . —

Kränkungen, welchen sie sich dabei ausgesetzt sehen . . . 67

Sie werden auf einer kleinen Insel eingesperrt . . . . —

Der Handelsstadt Nangasaki Lage kennen wir nur jetzt durch v. Krusenstern 68

Ihre Beschreibung 69

Seite

Reise der Holländer von Nangasaki nach Jedo . . . 70

Beschreibung der Hauptstadt Jedo 71

Audienz beim Kaiser 73

Weitere Auseinandersetzung des holländischen Handels . . 74

Schleichhandel und dessen harte Bestrafung 75

Handel der Chinesen auf Japan 77

Schifffahrt der Japaner 79

Japans Regierung; seine beiden Kaiser 80

Japans Revolution, und Umsturz der Regierung durch Toquixiro . . . . —

Heutige Macht des Cubo Sama oder weltlichen Kaisers . 85

Seine Einnahme und Kriegsmacht . . . . . . —

In Japan findet sich etwas dem Lehn-Systeme Aehnliches . 87

Härte der dortigen Gesetze und hoher Despotismus . . . 88

Der Dairi, oder der Papst von Japan 90

Sein Ansehen, Kleidung, Pallast und sonstige Einrichtungen —

Aus achtzig Damen wird für dessen Prinzen eine Amme gewählt 92

Werth dieses Japanischen Papstes . . . . . . —

Religionen in Japan, drei Secten 93

Mönchsorden 94

Feste der Sinto-Religion 96

Die Budso-Religion . . . . —

Heiraths-Ceremonien 98

Trauer und Beerdigung . . . . —

Wissenschaftliche Kenntnisse 99

Arzneikunde . . . . —

	Seite
Sprache, von der Chinesischen sehr verschieden	101
Musik und Schauspiele	102
Einige besondere Gewohnheiten der Japaner	103
Haben die Japaner Unrecht, sich zu isoliren? . . .	104
Inseln unter Japanischer Hoheit. Jesso und Sagalien	106
Land und Produkte	107
Die Bewohner	—
Die Likeischen Inseln	112
Formosa (China gehörend)	113
Tunkin und Cochinchina	114
Umfang und Bildung der Länder; Gebirge, Flüsse und Clima	115
Natur-Produkte	117
Gold- und Silberbergwerke	—
Treffliche Holzarten	118
Vorzüge des dortigen Elephanten	—
Eine Wachs tragende Chermes	119
Der Mensch, dessen Bildung und Charakter	120
Gewandtheit des hiesigen Frauenzimmers	121
Wohnung, Kleidung, Gebräuche	122
Regierung, ein Lehen von China	123
Große Revolution dieser Länder	124
Verjagung des rechtmäßigen Monarchen	—
Merkwürdige Verbindung Frankreichs mit Cochinchina und deren wahrscheinliche Folge für Europa	127
Glückliche Ausdauer des jetzigen Königs	129
Sein Charakter und hoher Regenten-Werth	—

	Seite
Seine Kriegsmacht	131
Religion dieser Völker	133
Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen	134
Sprache	135
Tanz, Musik, Schauspiele	136
Sonstige Gebräuche und Aehnlichkeit mit den Chinesen .	137
Neueste Berichte aus Cochinchina	—
Zusatz zu den Nachrichten von Cochinchina	138

Einleitung.

Weit bestimmter und weit eingreifender, als bei den ihm zunächst stehenden Thierarten, ist bei dem Menschen der Nachahmungstrieb. Wie ein strahlender Punkt wirft der Erfinder, der Angeber neuer Ideen und Anordnungen, einen Schein in jeder Richtung weit um sich her, und setzt dadurch Millionen in Bewegung. Treten sodann keine ungeahnte Hindernisse in den Weg, so verschwindet jener einzig nach dem allgemeinen Naturgesetze der Schwächung des Lichts oder des Schalles nur erst in weitester Ferne.

Wie sollte denn China, ein vastes, volkreiches, seit mehreren Jahrtausenden in Kultur stehendes Reich, als Centralreich angesehen, nicht seine Wirkung über einen kaum zu berechnenden Theil des Erdbodens verbreitet haben? Wie sollten nicht seine Sprache, seine Verfassung, seine Sitten und Gewohnheiten, sich unter unzählbaren Völkern, selbst in weiter Entfernung, wieder vorfinden?

Auch war das Gebirge, wodurch uns China in jetzigen Zeiten gleichsam isolirt erscheint, im grauen Alterthume keine Hemmkette, welche es vom übrigen Asien absonderte. Der Chinese stieg ja als Mongole selbst von dem großen Erdbuckel dieses Welttheils, von dem hohen Asien, in sein jetziges Vaterland herab.

Dieser Ursitz der Menschen, so wie der ihm befreundeten Thiere und Nahrungsarten, drückte schon vor der großen Trennung unsers Geschlechts die Hauptcharaktere einer Staatsverfassung dem Ganzen unauslöschlich ein; und nur der Wechsel des Klimas, der Nahrung, der hieraus folgenden Bedürfnisse, und endlich der höher steigenden Civilisation, eine nothwendige Folge der stets wachsenden Volksmenge, modelten sie um, setzten daran hinzu und nahmen davon hinweg, ohne sie jedoch gänzlich zu verlöschen.

So wie aber bei jenen allgemein wirksamen Elementen, blieb auch hier die Macht der Einwirkung in der Nähe des Ursprungs am kräftigsten, denn sie blieb hier dichter zusammen gedrängt.

In den China umgebenden Ländern Asiens mußte daher die Aehnlichkeit mit ihrem Ursprung am größten seyn.

Und so ist es. Die Länder, welche nach jeder Richtung China am nächsten liegen, wenn gleich selbst von großem Umfange, tragen mehr oder minder das Gepräge jenes Hauptreichs deutlich ausgedrückt an sich.

Nicht als ob sich desfalls jenseits derselben keine Aehnlichkeiten zwischen den Chinesen und mehreren weit entlegenen Nationen vorfänden. Wir sahen ja, daß sogar das südliche Afrika chinesische Physiognomien aufzuweisen hatte; ja, Barrow fand selbst bei den Brasilianern keine unbedeutende Aehnlichkeit der Bildung mit den Chinesen, und der ältere Deguignes leitet aus der Sprache, aus dem Laternenfeste, aus der Sitte, die Hühner=Eier künstlich auszubrüten, und aus dem Porcellan, die Chineser von den Aegyptern als Colonisten ab.

Diese erzwungene, höchst unwahrscheinliche Abstammung lassen wir hier auf ihrem Werth beruhen, indeß ist es nicht zu leugnen, daß die Chinesen im hohen Alterthume weite Handelsreisen unternommen haben, und daß selbst in den neuern Zeiten bedeutende Ansiedelungen von diesem Volke auf mehreren Inseln des indischen Oceans statt gehabt haben.

Diese Colonien dürfen wir aber bis zu einer andern Gelegenheit aufsparen. Wir verfolgen zuerst die mongolische Bildung weiter auf dem festen Lande von Asien. Schon sahen wir sie in Westen bis über das Caspische Meer, bis gegen den Caukasus, und in Norden sehr hoch in Sibirien, ja selbst in die neue Welt hinüber verbreitet.

Jetzt lasset uns ihr im Süden und Südosten des größten Continents folgen; wir wollen sehen, ob und wie viel diese nähern Nachbarn von dieser einsylbigen Sprache beibehielten, ob und wie viel sie in ihrem Denken, ihren Sitten und Gewohnheiten von China annahmen; ob auch bei diesen Völkern die Regierungsform ähnliche Verunstaltungen und Calamitäten hervorbrachte. Aus der Hand der Natur selbst ging ja der Chinese um nichts schlechter hervor, als seine Verwandten, der Tibetaner, der Bewohner von Korea, von Japan, Tunkin und Cochinchina, Laos und Tibet.

Der Ethnographie gewährt es sicher ein merkwürdiges Phänomen, wie fast unter ein und demselben Himmelsstrich Menschen, denen ihre nahe Verwandtschaft deutlich auf dem Gesichte, ja auf ihrer ganzen Bildung geschrieben steht, dennoch oftmals beträchtlich von einander abweichen. Dies wirft neue Blicke auf die Geschichte der Menschheit. Man durchläuft die Schattirungen, welche sich oftmals bei solchen Nationen ganz einander in der Nähe zeigen, und es ist noch die Frage, ob diese Betrachtungen die Naturlehre weniger angehen, als die Seelenlehre.

Sogar der Chinese selbst zeigt unter sich merkliche Verschie=

denheiten. Eine Provinz dieses großen Reichs hat ruhigere, höflichere, minder unredliche Menschen, als die andere. Kiangsi und einige andere weniger besuchte Provinzen haben gutartigere, bessere Menschen, als Quangsi und Quantong, und die Gebirgsvölker von Yunnan und Koeitschu sind als besonders unruhige Völker und muthvolle Vertheidiger der Freiheit berühmt.

Zeigen nun aber alle die hier erwähnten Nachbarn von China jene Mongolische Bildung, so bleibt es dem Ethnographen noch weit merkwürdiger, daß sie mit einander, mehr oder minder, unter ähnlichem Despotismus seufzen. Fast überall sieht man dieses Ungeheuer, oftmals unter dem Namen eines väterlichen Monarchen, die Rechte des Menschen mit Füßen treten, alle Grundsätze der Moral verhöhnen, selbst die natürlichsten Gefühle zerknicken, jeden Unterthan völlig isoliren, und dem trefflichen Klima, so wie der herrlichsten Aussteuer der Natur zum Trotze, Menschen, denen Himmel und Erde lachte, in traurige, verkrüppelte, ächzende Lastthiere verwandeln.

Bei einer solchen, die Natur selbst schändenden Staatsverfassung, ist es noch ein glücklicher Beweis von den inneren Anlagen, man dürfte sagen, Tendenz des Menschen zum Bessern, daß sich oftmals mehrere auf einander folgende Regenten dieser Reiche zeigten, welche in dieser Lage ihre Unterthanen nicht gänzlich ihren Launen aufopferten. So sahen wir bereits bei China selbst *), daß in der jetzt regierenden Dynastie der Mantcheous-Tataren bereits 6 Herrscher auf einander folgten, von denen keiner sich einen besondern Hang zum Mißbrauch seiner Allgewalt zu Schulden kommen ließ. Dagegen nennen uns dort die frühern Nachrichten auch einen Kaiser Chew, der Dynastie Chang, einen Kie, oder einen Choangti der Dynastie Tsin, einen Mingti aus der Dynastie Tsi und andere, welche auf die verworfenste Weise gegen ihre Unterthanen wütheten. Jede ihrer Launen mußten diese auf das blutigste, ja grausamste, büßen. Ließ doch das erste Ungeheuer mehrere, die als Missethäter angeklagt waren, gleich dem Phalaris in glühenden Metallöfen lebendig verbrennen, nur allein, weil seine Geliebte, welcher das Angstgebrüll dieser Unglücklichen die lieblichste Musik war, ihr Ohr daran ergötzte; Choangti aber liebte aus Stolz und Herrschsucht Krieg und Blutvergießen, er war es auch, der den Schweiß der Unterthanen in jener colossalischen Mauer vergeudete. Was ward dann diesen Bösewichtern dafür zu Theil? Bei ihrem Leben gehaßt, zitterten sie wie Kindermörder beim Rauschen des Laubes, wurden selbst theils ermordet oder vom Throne gestoßen, und nach ihrem Tode sind sie mit Recht der Abscheu der spätesten Nachkommenschaft.

Und wie sind diese Menschen ihre eigenen Henker! Mehrere

---

*) Man sehe das vorhergehende Bändchen.

von ihnen waren talentvoll; sie hatten es in ihrer Gewalt angebetet zu werden, da man ihnen jetzt flucht. Denn was ist wohl erhabener, als ein wahrer Monarch, ein wirklicher Wohlthäter und Vater seines Volks! Was kann den menschlichen Gefühlen wohlbekommender, reitzender seyn, als sich zum Schöpfer des Glücks vieler Millionen zu erheben! Beim Ueberblick des Wohlstandes, bei der häuslichen Zufriedenheit und Heiterkeit einer unübersehbaren Menge Mitmenschen, bei ihrem ruhigen Fortschreiten in allem, was die menschliche Glückseligkeit befördert, sich sagen zu können: „Ich führte sie zu dieser Höhe, „ich leitete ihre ganze Kultur auf innern Wohlstand und Zufrie„denheit, durch mich genießt sie reichlich die Früchte der Ent„wickelung des Menschen und segnet mich und ihr Vaterland.“

Wahrlich dies ist ein ganz anderer Ruhm als der des Eroberers! Dies ist der Ruhm Heinrichs des Vierten und Peters des Ersten. Heil dem Manne, bei dem die Natur das Talent mit dem Gefühl in Einklang brachte!

Dagegen nun das Bild eines talentvollen Wütrichs! eines Geschöpfs, das unter menschlicher Larve, mit den vorzüglichsten Geistesgaben ausgerüstet, aus Herrschsucht und wahnsinnigem Stolz diese lediglich zur Vernichtung seiner Mitgeschöpfe und ihrer Glückseligkeit anwendet. Doch die Feder sinkt hiebei dem Wohlwünscher der Menschheit, alle Farben sind zu matt, und selbst der Umriß eines solchen Gemäldes stände nur als eine Schandsäule der Verworfenheit und der Unvernunft des Menschen selbst da. Schaffen und erhalten ist das Werk eines Gottes, Zertrümmern, Vernichten und noch viel mehr, künstlich Vernichten, das Werk Adramelechs!

Laßt uns sehen, was und wie viel von allem diesem, in den jetzt durchzugehenden Staaten zu erwarten steht.

Und wenn gleich auch hier, wie in dem ihm zum Muster dienenden China, der Mensch mehr wider die Natur, als mit ihr arbeitet, so zeigen sich doch wohl mitten in dieser traurigen Dunkelheit einzelne heitere Sonnenblicke. Der Mensch ist auch hier nicht gänzlich verunstaltet, und glücklich genug hat die allgütige Natur durch die Trefflichkeit dieser Länder und ihrer Erzeugnisse, die von ihm selbst so thöricht geschaffenen Calamitäten auf das beste zu mildern gesucht.

Diesen furchtbaren Contrast der Natur und der Regierung anschaulich zu machen, dürfen wir nur getreu die Länder darstellen, wie sie uns die gültigsten Zeugen schildern, und wir mögen uns hiernach sodann selbst sagen, ob und in wie weit wir Europäer uns über sie erhaben dünken dürfen.

Korea, Kaoli der Chinesen.

Das Land.

Sonderbar genug hängt dieser Ansatz zum chinesischen Reiche an dessen östlichem Theile beutelförmig in den Ocean hinab. Im Westen umfaßt diese Halbinsel das gelbe Meer, oder das Hoangti; in Osten die Japanische See. Im Norden hebt Korea schon vor dem 40sten Grade der Breite an, und läuft bis über den 35sten Grad hinab. Von Osten nach Westen mißt es in Süden fünf Grade der Länge, also hier etwa 60 Deutsche Meilen. Gegen Norden hin schmälert es sich zwar um ein Paar Grade, erweitert sich aber bald darauf wieder, und schließt sich unter dem 40sten Grade mit einer breiten Grundfläche an jenes Hauptreich an.

Alle Umgebungen zeigen hier deutlich die gewaltsamen Veränderungen an, welche das große Continent von Asien in der grauesten Vorzeit erlitten hat. Der Ocean drängte hier gewaltsam von Süden nach Norden an, riß Japan vom festen Lande, bildete nach einem Kanal, der mit der geringen Weite von 10 Meilen (Lieues) anhebt, den großen Japanischen Busen, und sein enger Kanal zwischen Tschoka (Sagalien) und der Tartarei ist nur ein Beweis, daß diese Küsten der Macht des Stoßes damals zwar starken Widerstand leisteten, dennoch es aber nicht vermochten, die Woge gänzlich zu brechen, die dann weiter in Norden den großen Meerbusen von Ochotzk, und die Halbinsel von Kamtschatka bildete.

Bei dieser großen Catastrophe blieben dann Tausende von Trümmern, Inseln, übrig, die anjetzt theils dem russischen, theils dem chinesischen, theils dem japanischen Reiche angehören. Von diesen Inseln sind verschiedene dem Reiche Korea zu Theil worden. Hauptsächlich sind sie ihm in Süden gelegen, einige Zeugen mehr von der Richtung des mächtigen Stroms.

Unter den Inseln von Korea sind nur wenige ansehnlich und merkwürdig, wovon uns besonders Quelpaert, etwa zwölf Meilen vom Hauptlande, bekannter ist.

Die Natur der Küsten bietet ebenfalls dieser Hypothese die Hand. Sie bestehen aus starken Felsen, welche das Anlanden sehr gefährlich machen.

Die Ostküsten längs dem Kanal Japan hin, sind uns in den neueren Zeiten, trotz der thörichten Eifersucht der Regierung von Korea, durch la Perouse und Broughton, etwas bekannter worden. Letzterer bestimmte den Hafen von Tschosan auf 35° 2′ nördl. Breite und 129° 7′ 7″ westl. v. Greenw. und la Perouse das nördlichere Vorgebirge Elonard auf 36° 5″ nördl. Breite, 131° 4′ westl. Länge von Greenw.; die Insel Dagelet aber auf 37° 25′ nördl. Breite und 131° 22′ westl. Länge.

Diese Küsten gewährten um den Hafen Tschosan zwar keine reizende Ansicht, dagegen zeigten sie viele volkreiche Dorfschaften, und große Thätigkeit zu Wasser.

Merkwürdig war ebenfalls hier eine Gebirgsmasse unter den schwarzen Felsen. Sie brachte beträchtliche Stöhrungen in der Magnetnadel hervor.

Die Gebirge von Korea laufen, den besten Karten zufolge, zwar im Ganzen von Norden nach Süden, jedoch lenken sie sich hiebei, besonders um die Mitte des Landes, stärker nach Osten, als nach Westen, biegen aber weiter nach Süden hin wiederum etwas nach Westen. So zeigt es auch der Lauf der Flüsse. Diese nehmen, bis zur Mitte von Korea hinab, fast alle tief in Osten gegen das Japanische Meer hin, ihren Ursprung. Nur jenseits des 36sten Breitengrades sieht man sie wie aus einem Centro fast mit gleicher Größe nach Osten, Westen und Süden sich hin winden; ein Beweis, daß um diese Gegend ein Hauptgebirge sie nach dreien Seiten gleichförmig hinabschickt.

Die Karten der chinesischen Missionare stimmen hiermit überein, und wohl hienach neuerlich das schöne Asien von Arrowsmith.

Besonders ist das Gebirge gegen den 41sten Breitengrad als eine der höchsten Erhabenheiten Asiens berühmt. Die Chinesen nennen es wegen des ewigen Schnees, das weiße Gebirge. Dieser höchste Theil jener langen Bergkette erzeugt die beiden Flüsse, welche nicht nur wegen ihrer Mächtigkeit, sondern auch wegen ihres Nutzens für das Königreich bei weitem die bedeutendsten sind. Die Quellen sind einander benachbart, nur durch das Gebirge selbst, etwa unter 41 ½ Grad der Breite, getrennt.

Der nach Westen hinabströmende ist der Fluß Yalo, chinesisch Yalo-Kiang, oder tatarisch Yalo-Oula *), der östliche dagegen der Toumen-Oula. Letzterer, der sich anfänglich nach

*) Kiang, chinesisch, bedeutet wie Oula, tatarisch, einen Fluß.

Norden wendet, bevor er sich in das Meer von Japan ergießt, ist seiner Erstreckung nach kleiner, als jener westliche des chinesischen Meers, allein beide dienen als Grenzwehr gegen die Tataren und Chinesen.

Von minderer Größe, jedoch ansehnlich, scheint der Fluß zu seyn unweit der Hauptstadt des Königreichs, der Stadt Kingkitao. Die Chinesen verlangen, da ihr Stolz das Wort King für ihren Kaiserstaat ausschließlich fordert, daß man sie Kongkitao nenne. Sie ist unter 37° 30½′ der Breite gelegen.

Korea, wenn gleich weit südlicher als Frankreich, ist dennoch ein sehr kaltes Land. Und hieran haben die hohen Gebirge den größten Antheil, nicht aber bloß die des Landes selbst, sondern die daran stoßenden der chinesischen Tartarei. Der von Norden aus darüber nach Korea wehende Luftzug bringt die heftige Kälte hervor. Die Lage als Halbinsel, wodurch das Land von drei Meeren umgeben wird, muß diese Kälte vielmehr erhöhen als vermindern. Die Holländer, welche das Unglück hatten, dort einen Winter als Gefangene zubringen zu müssen, fanden den großen Fluß unweit der Hauptstadt, im December so hart gefroren, daß 300 beladene Pferde darüber hingeführt wurden. Der Schnee fiel zu einer solchen Höhe, daß man sich Wege darinnen bahnen mußte, um von einem Hause zum andern zu gelangen. Man bedient sich auch dort, wie in Sibirien, der Schneeschuhe, oder kleiner unter die Füße gebundener Bretter, um über den Schnee hinlaufen zu können.

Natur-Produkte.

Schon jene hohe Bergkette läßt auf bedeutende Metalladern schließen. Und wenn die große Unbekanntheit dieses Landes uns gleich keine Minen hat kennen lernen, so sind die von den Koreanern jährlich nach China geführten Waaren hiefür Bürge. Deguignes, der die Gesandten von Korea in Peking sah, und ihnen Belehrung über ihr eignes Land verdankt, bezeugt, daß sie dort Gold, Silber und Eisen hinführen. Diese Metalle konnten sie, wenn man ihnen gleich eine Verbindung mit Japan zugestehen wollte, schwerlich aus jenem Reiche erhalten, da Japan selbst die Ausfuhr hievon verhindert. Auch nennet Hamel, noch jetzt der gültigste Schriftsteller über Korea, unter den dortigen Produkten Silber und Blei.

Das Pflanzenreich von Korea ist fast gänzlich unbekannt; denn was sind die einige dreißig Pflanzen, welche uns Broughton zum Theil nur sehr allgemein angezeigt hat, für die ganze dortige Fauna? Man sieht nur daraus, daß man dort, wie es zu vermuthen stand, mehrere Japanische und Chinesische findet, z. B. die Azalea japonica, auch eine sehr große Fichtenart u. a.

Die große Kälte der nordöstlichen Küsten, welche nach dem angezeigten Laufe der Gebirge, diesen sehr nahe liegen, verhindert das Gedeihen vieler Getreidearten. Der Reis kommt da nicht fort, und die Einwohner müssen sich mit Gerste begnügen. Reichere lassen besseres Mehl aus den südlichern Theilen bringen. Dagegen erzeugt das südlichere Korea nicht nur Reis und anderes Getreide, wie auch Hanf, sondern selbst Baumwolle. Da jene Gesandte von Korea sehr feine, in ihrem Lande verfertigte Leinwand mit sich führten, so wird dort vielleicht guter Flachs gezogen.

Aus den nördlichen Provinzen bringt man, wie aus der ihnen dem Klima und der Bildung nach, ähnlichen benachbarten Tartarei, die Ginseng-Wurzel als wichtige Handelswaare nach China; und es ist wohl außer Zweifel, daß Korea eine Menge Bäume und Arzneikräuter erzeugt, die sich sowohl in der Tartarei, als in China finden.

So wie in China und Cochinchina müssen sich hier mehrere Arten Firnißbäume oder auch das Drachenblut (Sang. draconis) finden. Die Holländer berichten nämlich, es gebe dort eine Art Pech, so nannten sie es, oder einen klebrichten Saft, welcher aus der Rinde eines Baums erhalten wird, der in hohem Preise steht. Alles, was damit gerieben wird, erhält eine treffliche rothe Farbe. Es wird Eid genannt, oder wie sie es heißen, Sandoraca; wahrscheinlicher ist es dieser Beschreibung nach kein Sandarach, sondern jener treffliche Firnis von Korea, wovon Duhalde rühmet, daß alles, was damit überzogen wird, vergoldet zu seyn scheint.

An Hausthieren ist das Land reich, und die Ochsen werden hier eben sowohl, als die Pferde, zum Fuhrwerke gebraucht.

Das Thierreich zeigt hier aber wegen der Verschiedenheit des Klimas, welche das hohe Gebirge hervorbringt, eine große Abwechselung. Es gibt hier Bären, Marder und andere stark und schön bepelzte Thiere. Die Zobeljagd ist dort von Wichtigkeit. Ferner finden sich Hirsche, wilde Schweine und Katzen. Der südliche Theil erzeugt aber bereits Thierarten der heißen Zone, z. B. Krokodille.

Sind die Nachrichten jener Holländer nicht übertrieben, dann ist der dortige Krokodill sogar von außerordentlicher Größe. Hamel bezeugt, daß sie selbst dem Menschen furchtbar sind; man fand in dem Bauche eines glücklich erlegten Krokodills drei Kinder.

Auch andere gefährliche Amphibien, besonders Schlangen, und mehrere giftige Thierarten finden sich im südlichen Korea.

An Vögeln, welche Europa nicht kennt, ist Korea reich. Von allen Gattungen, sowohl Adlern und Geyern, Fasanen, Hühnerarten, Tauben, Aelstern, Dohlen, Singvögeln, als Wasservögeln, Strandläufern, Reyhern, Kybitzen, wilden Gänsen, Enten und Schnepfen, sahen jene Holländer viele ihnen

unbekannte Arten. Welch eine reiche Erndte böte sich hier dem Naturforscher dar, selbst wenn manches von diesen incognitis auch schon in Japan von Kämpfern und Thunberg, oder an den Ostküsten der Tartarei durch la Perouse, sollte einigermaßen bekannt geworden seyn!

Der Mensch.

Voraussehen ließ es sich, daß hier der Chinese sich, wenn gleich nicht völlig in Sitten und Gewohnheiten, doch dem Aeußern nach, oder wenigstens eine ihm ähnliche Menschengestalt, wiederfinden würde.

Und wenn gleich in den ältesten Zeiten drei verschiedene Volksstämme Korea mögen bewohnt haben, so schmolz doch alles bald durch die Eroberung der Chinesen in einander. Zuletzt mischte sich hier der Tartar mit dem Chinesen, wodurch denn freilich die Gestalt sich ziemlich ähnlich blieb. Der Tartar scheint indeß die Oberhand zu haben. Denn die Jesuiten nennen die Koreer wohlgestaltet, vorzüglich die der nördlichen Provinzen, groß. Auch war dieß nicht blos Folge der Nachbarschaft und des ähnlichen Klimas, es war zugleich Folge der mehrmaligen Unterjochung von Korea durch die Chinesen, und vorzüglich durch die Mantscheous.

Zwar sonderten schon einige der älteren Regenten von China das von ihnen überwältigte Königreich Korea durch eine eigene Pallisadenmauer von China ab. Tsin-Vang, König von Tsin, ließ, nachdem er 259 Jahr vor unserer Zeitrechnung den König Hivang von Korea gefangen und getödtet hatte, und zum Kaiser von ganz China erklärt war, die Provinz Leatong von Korea durch dieses hölzerne Schutzwerk trennen.

Ward nun zwar auch bald darauf Korea von neuem für ein eigenes Königreich anerkannt, so mußte es dennoch nachmals öftere Einfälle jener stärkern Mächte erfahren, und blieb zuletzt, was es noch anjetzt ist, dem Kaiser von China tributair.

Daher sendet der König von Korea nicht blos Gesandte, welche den Tribut entrichten, nach Peking, sondern jedesmal muß ein neuer König sich von dem Kaiser zuvor förmlich anerkennen lassen. Ja, diese Abhängigkeit erstreckt sich sogar bis auf die Gemahlinnen des Königs. Sowohl zur Kenntniß des ganzen Verhältnisses dieses Reichs gegen China, wie auch um die inneren Staatseinrichtungen desselben deutlicher einzusehen, wird es nicht unpaßlich hier einen Auszug aus dem Briefe beizubringen, den Litung, König von Korea, im Jahre 1669 an den Kaiser Kanghi schrieb, um ihn zu ersuchen, seine rechte Gemahlin wiederum als Königin einzusetzen.

„Ich, Dero Unterthan, sagte er, bin ein Mensch, dessen Schicksal gar nicht günstig ist. Ich habe lange Zeit gelebt ohne

einen Nachfolger zu haben. Endlich habe ich mit einer Beischläferin einen männlichen Erben erzeugt. Die Geburt desselben hat mir unendliche Freude verursacht. Ich habe deshalb die Mutter desselben erhoben, dadurch habe ich aber einen Fehler begangen, der eine Quelle mannigfaltigen Verdachts worden ist. Meine Gemahlin, Minchi, mußte sich in ein Privathaus begeben, und ich machte meine Kebsfrau, Tangki, an ihrer Statt zur Konigin. Ich habe damals Ew. Majestät hievon Nachricht gegeben. Allein jetzt erinnere ich mich, daß Minchi ein Patent von Ew. Majestät erhalten, wodurch sie zur Königin erklärt worden ist; daß sie meiner Mutter und Großmutter gedient; daß sie mir bei den Opfern Beistand geleistet; daß sie drei Jahre mit mir getrauert hat. Nach den Gesetzen der Natur und Billigkeit hätte ich sie anständiger behandeln müssen. Meine Unvorsichtigkeit hat mich verleitet, und nun reuet es mich. Um jetzt den Wunsch meiner Unterthanen zu erfüllen, bin ich entschlossen, Minchi wieder in ihre vorige Würde einzusetzen, die Tangki aber unter die übrigen Beischläferinnen zu stecken. Dadurch wird meine Familie wieder in Ordnung kommen, und zugleich der Grund zu guten Sitten und zur Erhaltung meines Staats gelegt werden. Ich, Dero Unterthan, obwohl ich durch meine Unwissenheit und Unbesonnenheit den Titel meiner Vorfahren entehrt habe, so diene ich dennoch bereits 20 Jahre Ew. Majestät und verdanke dero Wohlthaten alles, indem mich Ew. Majestät decken und wie der Himmel beschützen. Ich unterstehe mich nicht, Ew. Majestät etwas zu verbergen, was meine Familie oder mein Reich angeht. Und dies macht mich so dreist, Ew. Majestät in dieser Angelegenheit mehrmal zu behelligen, indem ich glaube, daß es meine Pflicht erfordert, solches Ew. Majestät vorzutragen, u. s. w.

Der Kaiser Canghi überließ die Entscheidung dem Tribunal der Gebräuche. Dieses entschied dann für die Wiedereinsetzung der Königin Minchi, und es wurden ihr nun von China ein neuer Bestätigungsbrief und prächtige Kleider unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten zugesandt.

Dieser Brief gibt Aufschluß über die Behandlung, welcher sich die Gesandten von Korea noch jetzt ausgesetzt sehen.

Die holländische Gesandtschaft traf sie 1794 in Peking. Sie waren wie die Chinesen der ältern Zeiten gekleidet, sie trugen nämlich ein langes Gewand mit weiten Aermeln; ihr Gürtel war cirkelförmig und oben in kleine Vierecke getheilt. Die Gelehrten waren grün gekleidet mit einem weißgestickten Vogel auf der Brust; ihre Mütze ist schwarz mit einer Art kleiner Flügel von eben der Farbe. Die Militairpersonen hatten eine schwarze Robe und einen schwarzen, runden, platten Hut, der pyramidalisch in einen weißen Knopf zuläuft. Ihre Fußbekleidung war wie bei den Chinesen; einer davon trug eine Pfauenfeder.

Die Kleidung der übrigen Volksklassen beschreibt uns Broughton. Der geringere Mann trägt nur eine weite kurze Jacke von grober Leinwand, hiebei Schifferhosen und Schuhe, oder Sandalen von Reisstroh; die Weiber haben noch über den Hosen einen Rock. Das Haar liegt in Flechten um den Kopf, bei den Männern ist es nur in einen Knoten auf dem Wirbel zusammen gerollt.

Die Vornehmeren gingen in langen, weiten Kleidern; ihre runden, schwarzen Hüte hielten drei Fuß im Durchmesser, sie dienten zugleich als Sonnenschirm. Diese Hüte waren mit Schnüren von Bernstein oder auch Agat unter dem Kinne festgebunden. Dabei trugen sie Fächer, an welchen sich eine Riechbüchse von Filigranarbeit befand. Ein schöngefaßtes Messer hing an einem Leibgürtel herab. Die meisten hatten lange Bärte.

Jene Gesandten wurden am Hofe des Kaisers von den stolzen Chinesen schlecht behandelt. Nicht nur das ihnen angewiesene Quartier war sehr klein und elend, sondern da verschiedene der koreischen Gesandtschaft mit einer nicht sehr anständigen Neugierde die Holländer, besonders wegen ihrer europäischen, dort so äußerst befremdenden, bepuderten Frisur, mit den Händen berührten, so ahndeten dies die Chinesen sogar mit Peitschenhieben.

Der König von Korea sendet aber zweimal jährlich Tribut nach Peking, und der Kaiser bestätigt beim Absterben des Königs den neuen Thronerben als König, indem er ihm den Titel Vang oder König, in einem eigenen Briefe, beilegt; lediglich um dieses Briefes willen wird eine Gesandtschaft nach China geschickt.

Korea, welches einigen Geographen zufolge, auf 6000 Quadratmeilen 5 Millionen Menschen enthalten soll, mithin also seines schönen Himmelsstrichs ungeachtet, nur wenig über ein Drittheil so viel Volksdichtigkeit hat, als Deutschland, war in acht Provinzen getheilt, welche 360 kleine und große Städte enthielten, ohne mehrere Festungen, deren die Holländer erwähnen.

Die Wohnungen der Koreer sind niedrig, haben nur ein Stockwerk, und dürfen nur mit Stroh gedeckt werden, wenn anders die Regierung keine besondere Erlaubniß ertheilt mit Ziegeln zu decken. Die Häuser der Vornehmen sind indessen ansehnlich. Vor denselben ist gewöhnlich ein viereckiger Platz mit einem Springbrunnen, oder einem Fischhalter und einem Garten mit bedeckten Gängen. Die Wohnungen für das Frauenzimmer sind in dem entlegensten Theile des Hauses. So sehr übrigens auch die Koreer den Chinesen ähnlich sind, so haben dennoch die Weiber hier nicht jene traurige Verkrüppelung der Füße, und Hamel bezeugt, daß es mehreren derselben erlaubt sey, Besuche abzustatten und zu Gaste zu gehen. Auch kennen sich hier die künftigen Eheleute bereits vor der Hochzeit. Die Braut wohnt

schon früh in dem Hause ihres künftigen Schwiegervaters. Freilich werden die Kinder von 8 bis 9 Jahren versprochen.

In seinem Hause selbst darf der Mann nur eine Frau halten, dagegen stehen ihm mehrere Kebsweiber außerhalb des Hauses daurend zu Dienst. Am Tage der wirklichen Ehelichung reitet der Bräutigam um die Stadt oder Ortschaft in Begleitung seiner Freunde, und bleibt vor der Braut halten. Hier führen ihn sodann ihre Anverwandten in das Haus, und die Heirath ist ohne weitere Ceremonie geschlossen.

Hart ist es, daß der Ehemann nicht nur die Frau verstoßen kann, sondern ihr sogar die mit ihr erzeugten Kinder zu unterhalten aufbürdet. Der Mann hat auch das Recht seine Frau wegen Ehebruchs hinzurichten.

Wenn Freigeborne mit Sklavinnen Kinder erzeugen, so bleibt das Kind, gerade wie auf den westindischen Inseln, selbst Sklave.

Die Kinder äußern zwar auch hier, wie in China, große Ehrfurcht gegen die Eltern, indeß behandeln letztere auch die Kinder sehr gelinde. Die Vornehmen wenden alle Sorgfalt auf die Erziehung, und lassen die Kinder früh im Lesen und Schreiben unterrichten. Besonders geben sie ihnen die vaterländische Geschichte und Biographien solcher Männer, die wegen großer Verbrechen hingerichtet sind, in die Hände. Nur bei den Leibeigenen vernichtet die gräßliche Sklaverei das natürliche Gefühl gegen ihr eigenes Blut, sie wissen ja zum voraus, daß man sie ihnen entreissen wird, sobald sie nur Tüchtigkeit zur Arbeit haben.

Aber, wie in China, ist die Trauer um die Eltern sehr groß, und dauert drei Jahre, ja, was unerhört scheint, wenn während der Trauerzeit Kinder geboren werden, so sieht man sie als unehelich an, wahrscheinlich aus der Ursache, weil die Trauer eine gänzliche Enthaltung gebietet; denn eben in dieser ganzen Zeit ist es den Traurenden nicht erlaubt, heftige Leidenschaften zu äußern, sich auch nicht zu schlagen noch zu betrinken.

Das Trauerkleid besteht aus einem hänfnen Rock; die Stelle des Hemdes vertritt aber hiebei ein Gewebe von Bindfäden! Der Leidträger geht nie aus ohne ein großes Rohr oder einen Stock zu führen. Ein Rohr bezeichnet den Tod des Vaters, ein Stock hingegen den der Mutter, und während der ganzen Zeit darf sich der Traurende nicht waschen; er gleicht in kurzer Zeit einem Mulatten.

Die Leichenbegängnisse selbst sind ebenfalls, wie bei den Chinesen, äußerst feierlich. Auf den Grabmählern der Vornehmen errichten sie Monumente von Stein, und pflanzen Bäume in einem Halbkreis um sie her; hier opfert man in jedem Vollmonde Reis, und mähet ringsumher das Gras ab.

Die Sprache selbst, die hörbare, ist freilich von der in China verschieden, nicht aber die Schriftsprache, noch die Art des Schreibens. Auch treiben sie die Wissenschaften auf ähnlichem

Fuß, halten Prüfungen und machen Doctoren, wie dort. Die Gelehrten zeichnen sich durch zwei Federn an der Mütze aus. Sie besitzen viele Bücher, und bei der Büchersammlung des Königs soll ein Fürst die Aufsicht haben.

Ihre Kenntnisse scheinen indeß sehr beschränkt zu seyn, da sie nicht einma. ihren Kalender selbst zu verfertigen im Stande sind, sondern ihn jährlich von China holen. Dies ist zugleich ein doppelter Beweis ihrer Abhängigkeit, denn alle Nationen, z. B. viele Stämme der Tataren, bei welchen der chinesische Calender eingeführt ist, werden als Vasallen von China angesehen.

Hamel bezeugt, die Koreer wären in der Eintheilung der Zeit so weit zurück, daß, da sie nach Monaten rechneten, sie jedesmal nach dem dritten Monat einen hinzufügten.

Die Rechnungen führen sie mit kleinen Stäbchen, vielleicht mit einer Rechnungsmaschine, wie bei den Chinesen.

Die Regierung ist zwar der Form nach nicht gänzlich der von China ähnlich; in dieser weitern Entfernung scheint sich jene sogenannte Vater= oder patriarchalische Zucht, wenigstens dem Namen nach, verloren zu haben; allein das Wahre, die Substanz von jener Verfassung, der Despotismus, zeigt sich hier auf dem Throne in völlig eben so gräßlicher Gestalt. Der König ist, wenn gleich von außen abhängig, dennoch im Lande selbst völlig unbeschränkter Herr über alles; den Großen ertheilt er Lehne auf lebenslang. Die acht Provinzen, worein das Land getheilt ist, werden, so wie die Städte, von Statthaltern regiert, allein sie sind stets von Spionen des Hofes umgeben.

Auch hier sucht man auf das ängstlichste den Zutritt der Fremden zu verhindern. Der Kapitain Broughton konnte (1797) nur mit Mühe Erlaubniß erhalten, einige Tage im Hafen von Tschosan zu verweilen, um Wasser einzunehmen, und Beobachtungen zu machen. Der weitere Eintritt in das Land blieb ihm durchaus versagt, und an jedem Tage wurden Beamte gesandt, um ihn zur Abreise anzumahnen.

Der Aufzug des Königs zeigt dann ebenfalls den lichtscheuen Despoten. Mit einer starken bewaffneten Mannschaft von allen Seiten umringt, wird er, wenn er sich zeigt, unter einem goldenen Prunkhimmel getragen, aber in allen Wegen und Gassen, durch welche der Zug hingeht, müssen die Unterthanen sich hinweg wenden, und es ist höchst strafbar in die Höhe zu blicken, ja sogar nur zu husten, oder irgend laut zu werden. Vor ihm her geht eine kriegerische Musik und viele Offiziere mit Standarten und sonstigen Ehrenzeichen, schwarz mit Gold gestickt.

Alle Bittschriften werden auf Pfähle aufgehangen, und durch eigene Beamte des Zugs abgenommen; persönlich darf niemand es wagen, dergleichen zu überreichen.

Die Kronseinnahmen bestehen, wie in China, in den Zehenden aller Früchte; daher, so wie dort, königliche Magazine.

Die Strafen sind, so wie dort, Prügel auf Leben und Tod; außer den dort gewöhnlichen, zerschlägt man hier auch mit dünnen Stöcken die Schienbeine. Selbst Statthalter und andere Große sind dieser schmerzhaften Strafe ausgesetzt, und werden nachmals auf öde Inseln verwiesen. So zeigt sich hier auch selbst in den Strafen bereits der Uebergang zur Japanischen Regierung.

Aber nicht bloß der an dem König Schuldige wird bestraft, sondern sogar seine ganze Familie wird zu Grunde gerichtet.

Und obgleich auch hier ein Codex von vernünftigen Gesetzen schon seit vielen Jahrhunderten vorhanden ist, so bleibt dennoch jede Strafe in der Willkühr des Despoten.

Der Ehebruch eines Unverheiratheten mit einer Frau, wird auf eine sonderbar harte Weise geahndet. Man entkleidet den Thäter bis auf die Beinkleider, beschmiert ihm das ganze Gesicht mit Kalk, und schießt ihm durch jedes Ohr einen Pfeil. Hierauf befestigt man eine Trommel auf seinem Rücken, welche auf den Kreuzwegen, woselbst er zur Schau steht, gerührt wird, und zuletzt bekommt er 50 Prügel auf den Hintern, eine Strafe, die bei der Dicke des Bambus oftmals tödtlich ist. Auch die Frau leidet die letztere Strafe. Ein verehelichter Mann, der mit der Frau eines andern ergriffen wird, muß den Tod erdulden, und hiezu muß der Vater, oder, wenn dieser nicht mehr lebt, der nächste Anverwandte, das Amt des Scharfrichters übernehmen. Gewöhnlich wird der Missethäter von hinten durchstochen.

Der Dieb wird zu Tode getreten, und die Strafe für Todtschlag ist völlig empörend und schauderhaft.

Das Auswandern ist bei Todesstrafe verboten. Allein weit grausamer ist es, daß selbst jeder Fremdling, der das Unglück hat, nur durch Scheitern an die Küste verschlagen zu werden, nicht hoffen darf, je das Land wieder zu verlassen.

Im Jahr 1653 gieng ein holländisches Fahrzeug von Batavia ab, um nach Formosa, woselbst die Holländer damals eine Besitzung hatten, zu reisen. Hier langten sie im Junius an, und giengen im folgenden Monat ab, um Japan zu besuchen. Ein furchtbarer Sturm, der in diesen Meeren häufig ist, zertrümmerte ihr Schiff, nur 36 Personen wurden auf die Küste der Insel Quelpaert gerettet. Die Koreaner legten die Unglücklichen sofort in Ketten, und führten sie gefesselt zu dem Gouverneur der Insel, nach der Hauptstadt Moggan, oder Mockso. Hier hatten sie das besondere Glück, einen Landsmann vorzufinden. Vor 27 Jahren war nämlich Johann Wettewree von einem holländischen Schiffe, welches auf der Reise nach Japan Wassermangel litt, in einem Bote nebst zwei Andern um Hülfe zu suchen, hierher gesandt worden. Die Einwohner nahmen sie sogleich gefangen, seine beiden Landsleute waren gestor-

ben, und obgleich er bei dem König von Korea gern gesehen war, erlaubte er ihm dennoch nie, das Reich zu verlassen.

Wettewree ward jetzt abgeschickt, um die Holländer zu vernehmen, und wenn er auch anfangs seine Muttersprache kaum mehr verstand, noch weniger sie deutlich redete, so lernte er sie doch binnen 4 Wochen wiederum fertig sprechen.

Dieses unerwartete Zusammentreffen mit einem Landsmann war zwar Linderung ihres Unglücks, allein die von ihm mitgetheilte Nachricht nur desto herber.

Sie wurden von nun an freilich genährt, aber auf das strengste bewacht. Dennoch unternahmen es einige von ihnen, auf einem Boote zu entfliehen. Sie wurden eingeholt und so schrecklich mit dem Bambus geprügelt, daß sie einen ganzen Monat das Bette hüten mußten. Nun mußten sie in Gesellschaft ihres Dollmetschers die Insel Quelpaert verlassen, um nach Hofe gebracht zu werden, so weit ging aber bei dieser Ueberfahrt zum festen Lande die aufmerksame Härte der Koreaner, daß man sie auf dem Schiffe nicht nur fesselte, sondern zugleich an einen großen Block anschloß, und in Ketten nach der Hauptstadt Sior brachte; denn so benennt sie Hamel.

Anfänglich wurden sie zwar nothdürftig erhalten, und in weitentlegene Festungen gesteckt, nachmals aber sahen sie sich gezwungen, ihren Lebensunterhalt zu erbetteln, und selbst hiezu war es nicht leicht die Erlaubniß zu erhalten. Nur erst nach fünfzehn traurigen Jahren gelang es Hameln nebst ein Paar seiner Landsleute, durch die Flucht nach Japan auf einem Bote diesem Elende ein Ende zu machen. Dieser traurige Zufall, dem wir aber bis jetzt das Genaueste, was wir über das Innere dieses Landes kennen, zu verdanken haben, beweiset die wahnsinnige Härte der Regierung.

Zugleich kann man auch daraus schon abnehmen, wie elend der Zustand des Handels von Korea seyn muß. Auch kennet man dort selbst in den Häfen keine Münzen oder Geldsorten. Nur das Metall selbst schätzt man, und verarbeitet es nicht schlecht. Der stärkste, ja, fast einzige Handel, ist der mit Japan, das nur wenige Meilen von dort entfernt ist. Die Japaner der so nahe gelegenen Insel Tsusima haben in der Stadt Pousan, so nennt sie Hamel, (vielleicht Chihan) kaum 15 Meilen (Lieues) davon entfernt eine eigene Niederlage, und versehen Korea mit Pfeffer, Süßholz, Alaun, Fellen, Büffelhörnern und europäischen Waaren, welche die Holländer nach Japan führen. Dagegen setzen die Koreaner ihre eigene Landesprodukte, besonders Ginseng, eines der wichtigsten Erzeugnisse, ferner Pelzwerk, edle Metalle u. d. an jene Insulaner ab.

Nach China ist ihr Handel, der ganz zu Lande durch sehr rauhe, gebirgigte Provinzen geführt wird, sehr beschwerlich. Sie bringen außer den edlen Metallen den Ginseng und Pelzwerk

nach Peking, und, wie Deguignes bezeuget, besonders feine leinene und baumwollene Zeuge, figurirtes Papier zu Tapeten, und vornehmlich sehr dickes, starkes, in China äußerst geschätztes Papier aus Baumwolle, dessen man sich zur Verkleidung der Fenster bedient.

Die Seemacht von Korea ist für asiatische Völker nicht unbedeutend. Jede Seestadt ist nämlich verbunden, ein zweimastiges Schiff auszurüsten, von 32 Rudern und 300 Mann. Diese Schiffe führen ein Paar kleine Kanonen, und künstliches Feuerwerk. Jede Provinz hat einen eigenen Admiral, der diese Fahrzeuge jährlich besichtigen muß. Aber so wichtig auch sein Amt seyn mag, so entgeht auch er bei dem mindesten Versehen nicht der Bastonnade. So erhielt zur Zeit jener Holländer ein Admiral absatzweise 90 Prügel auf die Schienbeine, und ward überdem auf ewig verwiesen.

Die Stärke der Landmacht ist zwar von dem Holländer nicht bestimmt, indeß sah er eine große Anzahl Soldaten als Leibwache des Königs, und bezeugt, daß die Provinzen dem Könige alle ihre Freigebornen nach der Ordnung senden müssen, um dort nach einander zu dienen; ferner, daß eine jede Provinz ihren eigenen General hat, unter welchem wiederum 4 bis 5 Obersten stehen, welche dann eben so viel Hauptleute unter sich haben. Dies zeigt wenigstens eine völlig militärische Einrichtung, besonders da jeder von jenen Unterbefehlshabern zugleich der Commandant einer Stadt oder einer Festung ist. Die Reuter tragen Küraße und Helme, führen aber nur Bogen und Pfeile, nebst Schwerdtern und Peitschen mit eisernen Stacheln. Das Fußvolk, welches ebenfalls mit einem Brustharnisch und Sturmhaube bekleidet ist, führt aber ein Schwerdt und Musketen, und ist dabei verbunden selbst für 50 Ladungen Pulver zu sorgen. Ueberdies muß jede Stadt eine Anzahl Soldaten, er nennt sie Ordensbrüder, auf ihre Kosten zur Bewachung der Festungen erhalten, welche in den Gebirgspässen gelegen sind.

Durch diese Einrichtungen weiß der König nicht nur gar leicht die Anzahl der Waffenfähigen, sondern er muß, da nur allein das Alter von 60 Jahren vom Militärdienst befreiet, eine bedeutende Kriegsmacht haben. Indeß gesteht man den Koreern keine große Thaten zu.

Sie wurden mehrmal von den Chinesen und von den Tataren, und zwar auf lange Zeit, überwältigt, und bei einem Einfalle der Japaner sahen sie sich öfter geschlagen.

Freilich darf man wohl von einem Volke nicht viel erwarten, welches durch den härtesten Despotismus zur Erde gedrückt ist, und das, wie der sie 15 Jahre hindurch beobachtende Holländer sagt, einen solchen Abscheu vor Blut hat, daß es bei dessen Anblick sogleich flieht.

Eben so sehr fürchten die Koreer jede Krankheit. Sie verlassen

den, der das Unglück hat, davon befallen zu werden. Sie legen daher, wie mehrere rohe Nationen des südlichen Amerika, den Kranken sofort in eine eigene Hütte, die ihm deshalb in der Entfernung von ihrer Ortschaft auf dem Felde errichtet ist, und überlassen ihn dann sich selbst und dem Schicksal. Bricht in einem Dorfe eine epidemische Krankheit aus, Hamel spricht sogar von der Pest, dann werden die Zugänge mit einer Dornhecke gesperret, und auf das Dach der einzelnen Häuser, in welchen sich Kranke befinden, legt man ebenfalls Dornsträuche.

Die Aerzte für das gemeine Volk sind hier fast alle nur Beschwörer und ähnliche Gaukler. Die großen Städte haben dagegen wirkliche Aerzte. Deguignes führt ein Medikament an, welches die Gesandten von Korea in China bei sich führten, das daselbst sehr geschätzt, aber auch sehr selten war. Es bestand aus kleinen vergoldeten Kugeln, also vergoldeten Pillen, welche man Kao-ly-yo, koreische Medicin, nannte; man zerließ sie in Thee, und brauchte sie gegen den Schnupfen. Da das Land so reich ist an Arzneipflanzen, so ließe sich allerdings von dorther viel Schätzbares hoffen.

Die Religion der Koreaner ist die des Fo, deren schon bei China gedacht ist. Dem Holländer Hamel schien das Volk wohl daher gar keine Religion zu haben, weil er es nur vor den Bildern seltsame Geberden machen, sie aber sonst wenig achten sah. Indeß gesteht er selbst, daß sie den Ahnen und den Bildern Opfer bringen, und daß die Geistlichen diese Opfer täglich zweimal durch wohlriechendes Holz wiederholen, auch daneben, wie in China, geräuschvolle Musik machen. Auch bezeugt er, daß sie eine Belohnung und Bestrafung nach dem Tode annehmen. Eben wie in jenem Reiche findet man hier Tempel oder Pagoden und Klöster. Sie sind gewöhnlich auf Gebirgen erbauet und werden ebenfalls vom Volke, nicht von der Regierung unterhalten. In einigen Klöstern finden sich gegen 600 Mönche. Sie stehen unter einem Oberhaupte, und da diese oftmals gelehrte Männer sind, so werden sie selbst bei Hofe geschätzt, wo man sie die andächtigen Männer des Königs nennt. Sie tragen den Kopf geschoren, müssen ehelos leben, und genießen keine animalische Speise. Wer hiegegen handelt, bekommt 70 bis 80 Bambushiebe und wird aus dem Orden gestoßen. Wenn sie die Tonsur erhalten, drückt man ihnen zugleich ein unauslöschliches Zeichen auf den Arm. Viele derselben treiben ein Handwerk, andere betteln, die Geschickteren geben sich hingegen mit der Erziehung der Kinder ab und lehren sie in ihren Klöstern lesen und schreiben, da denn mehrere derselben, jedoch nur freiwillig, selbst in den Orden treten.

Hamel gedenkt aber noch eines andern Ordens, wovon die Mönche sich verheirathen dürfen, und nicht die Tonsur bekommen, obgleich sie ebenfalls genöthigt sind, sich aller Fleischspei-

sen zu enthalten. Es wäre höchst merkwürdig, wenn das, was er hiebei bemerkt, sich völlig gegründet fände. „Sie glauben nämlich, setzt er hinzu, vermöge einer alten Sage, daß die Menschen ursprünglich nur eine einzige Sprache gehabt haben, das Vorhaben aber, einen Thurm zu bauen, vermittelst dessen sie in den Himmel hinauf steigen könnten, habe die Verwirrung der Sprachen hervorgebracht." Wie, darf man fragen, kommt die Geschichte des Babylonischen Thurms nach Korea? Dennoch zeigt sich dieser Reisebeschreiber stets als einen ruhigen, wahrheitliebenden Erzähler. Uebrigens macht er uns von den Klöstern dieser Ordensbrüder keinen vortheilhaften Begriff, denn er behauptet, da sie eine schöne Lage haben, so würden sie von den Vornehmen in Gesellschaft von Freudenmädchen besucht, um sich dort zu belustigen.

In der Hauptstadt des Reichs, die er stets Sior nennt, fand er auch zwei Klöster für Ordensschwestern. Das eine war für Nonnen von Stande, das andere für geringere Mädchen. Alle erhalten sie die Tonsur, und beobachten dieselben Regeln jener Mönche. Sie werden vom Könige unterhalten, und erhielten, ehe die Holländer Korea verließen, die Erlaubniß sich zu verheirathen.

Die Ergötzungen der Koreer bestehen vorzüglich in Tanz und Musik auf öffentlichen Häusern. Auch unternehmen sie zuweilen Lustreisen, da aber nur auf den Heerstraßen nach der Hauptstadt Gasthäuser angetroffen werden, in welchen man außer den Speisen auch Wein aus Reis gezogen erhält, so sieht man sich gezwungen, mit dem Schatten der Bäume sich zu begnügen, wenn anders keine Wohnung zu erreichen steht. Im letzteren Falle zeigt sich die Gastfreundschaftlichkeit der Koreaner, denn sie nehmen den Fremden gern auf und theilen mit ihm ihren gekochten Reis.

Ueberhaupt ist der Charakter des Volks milde, aber furchtsam. Indeß zeigt sich auch hier der Einfluß des Klimas. Der nördliche und Gebirgsbewohner von Korea ist muthig, stark und ein guter Soldat. Der südlichere ist nicht nur kleiner von Gestalt, sondern auch weichlicher und feige. Hamel beschuldigt sie überhaupt des Diebessinns, und des entschiedensten Hanges zur Betrügerei. Wie sollte sich aber auch dieser nicht bei einem Halbbruder des Chinesen finden?

Das Kaiserreich Japan (Niphon) und die dazu gehörenden Inseln.

Das Land im Allgemeinen.

Kaum 15 Meilen über das Meer hin und schon zeigt sich ein Inselreich, das, wenn gleich von Menschen bewohnt, welche denen des so eben verlassenen Continents ähnlich sind, dennoch die wunderbarste Einwirkung ihrer Abgeschiedenheit durch das Meer, an den Tag legen.

Merkwürdig ist überhaupt die Verschiedenheit des Insulaners von dem Bewohner des Continents, unter ein und demselben Himmel, und einer und derselben geographischen Lage. Ja, man gehe nur noch einen Schritt weiter, man mache die Idee einer Insel nur allgemein, man nenne jedes Land Insel, welches auf irgend eine Weise, sey es durch Sandwüsten, sey es durch Wasser, oder durch seine erhöhete Lage, von dem umgebenden Lande gleichsam geschieden ist, stets wird man bei dessen genauerer Beobachtung eine auffallende Verschiedenheit seiner Bewohner, durch die Isolation hervorgebracht, bemerken. Unruhiger, kühner und voll höheren Sinns für Freiheit tritt der Gebirgsbewohner, der Schweizer, der Gants-Indier oder der Kaukasier einher, als der der Ebene; die Mauren der Oasen, jener unwirthbaren Sandwüsten Lybiens, sind rauher, barbarischer, kühner, als die Völker an den Küsten um den Senegal; und der Insulaner zeichnet sich ebenfalls fast überall aus durch kraftvolleres Streben für Freiheit und ausdaurenden Muth.

Mag die genauere Auseinandersetzung dieser ethnographischen Merkwürdigkeit bis zu einer andern Gelegenheit aufgespart bleiben, hier bei Japan ist wenigstens, wie wir sofort sehen werden, der letztere Fall unverleugbar.

Doch zuerst beschäftige uns der Boden, die Insel selbst.

Das Land.

An den östlichsten Gränzen Asiens bildet, vom 31sten Grade der Breite bis gegen den 42sten, eine Reihe ansehnlicher Inseln, umgeben mit hundert kleineren, den Kaiserstaat Japan. Und wenn man, wie nicht unbillig, das Land Jesso, welches nur erst vor kurzem für uns aus der Dunkelheit hervorging, dazu rechnet, so reicht sein Gebiet noch auf fünftehalb Grad höher nach Norden hinauf.

Dagegen ist die Ausdehnung von Osten nach Westen weit geringer. Das eigentliche Japan hebt, den neuesten Beobachtungen zufolge, in Osten an bei 142½° und geht bis 129½° westliche Länge von Greenwich. Jesso hinzugerechnet träte es noch gegen 5 Grad weiter nach Osten hinaus.

Dieser große Raum ist aber bei weitem nicht mit Land ausgefüllt. Die größte Insel Japans, Nipon, nach Kämpfers Ausdrucke wie ein Kinnbacken gestaltet, liegt in dieser gebogenen Gestalt von 33¼° fast bis 42½ Grad der Breite, hält aber nur in seiner größten Dimension etwa 60 deutsche Meilen queer über das Land gemessen, und ohne Jesso geben ihm einige Geographen noch nicht 9000 deutsche Quadratmeilen.

Wie gering gegen jenes Kaiserthum des festen Landes, welches wir so eben verlassen haben! Allein wir werden bald sehen, daß nicht gerade die Größe, ja, selbst nicht bloß die Erzeugnisse, sondern vornehmlich der sie benutzende Mensch den Werth eines Landes entscheidet.

Aus vier Hauptländern ist das Ganze gebildet, aus den Inseln Kiusin, Sikok, dem großen Nipon und dem weniger bekannten Matsumái oder Jesso. Jede dieser Inseln ist auf eine eigene Art, eine von der andern getrennt und geformt, zugleich sonderbar ausgehackt, und dadurch mit Busen und Bayen versehen, und vielfach mit kleinern Inseln und Meeresfelsen umringt. Die Anzahl derer zwischen dem großen Nipon, Kiusin und Sikok heißt Legion; sicher bleibt sie bis jetzt unbestimmbar.

Die Küsten sind eben durch diese tausendfältigen Inselchen, Felsen, Untiefen und Korallenriefen nicht nur höchst gefährlich für jedes unkundige Fahrzeug, sondern die dadurch entstehenden Strömungen des Meers und der Luft, machen dem Fremden den Zugang zu diesem in sich trefflichen Inselreich fast von jeder Richtung her unglaublich mühsam.

Diese Schwierigkeiten sind schon wegen jener Trennung des Ganzen vom Continente, und unter sich selbst, und der in Süden gelegenen Liquejischen Inseln, an sich hinreichend groß. Denn durch dies alles zusammen genommen mußte sowohl das Wasser, als die Luft die mannigfaltigsten Richtungen erhalten, und gefahrvoll werden.

Dennoch wächst die Gefahr sich Japan zu nähern, durch

zwei in Süden sich zeigende Meeres-Strudel. Der eine, Faisaki genannt, an der Südseite der großen Insel Ama Kara, also in Diemens Straße. Nur zwischen der Ebbe und Fluth ist er gefährlich; dann soll er nämlich plötzlich bis auf 15 Klafter tief, jedes sich ihm nahende Fahrzeug hinabreißen und an den Klippen zerschmettern; einige Meilen davon zeigen sich nachmals die traurigen Ueberbleibsel wieder auf der Oberfläche des Wassers.

Ein zweiter Strudel findet sich im Süden der Insel Sikok, an den Küsten der Provinz Awa, daher sein Name Awa Naruto, oder das Geräusch von Awa. Ist er gleich höchst furchtbar, und wird sein Toben von Japans Poeten und Rednern gemahlt, dennoch ist er weniger furchtbar, denn eben dieses weit zu vernehmende Brüllen warnt hinreichend ihn zu vermeiden.

Endlich wütet in diesen Meeren der schreckliche Typhon *), und Kämpfer bezeugt, daß die aus dem Meere emporsteigenden Wasserhosen hier ebenfalls gewöhnlich sind; wegen ihrer Furchtbarkeit bezeichnet man sie durch das Bild eines Drachen mit einem Wasserschwanze, und benennt sie Tats-Maki, Drachenwirbel.

So hat dann die Natur selbst den gewandtesten Nautikern in diesen Gewässern drohende und mannigfaltige Arten der Gefahr entgegengestellt. Daher die traurige Erfahrung, daß, selbst noch in unsern Zeiten, Holland von 5 von Batavia nach Japan segelnden Schiffen, eins für verloren ansehen muß.

Thunberg hat uns eine eigene Liste von 21 verschiedenen Jahren geliefert, nach welcher in jedem dieser Jahre, sowohl aus dem 17ten als 18ten Jahrhundert, stets ein Schiff der holländisch-ostindischen Compagnie auf dieser Fahrt verloren ging. Ja, in zweien derselben verunglückten jedesmal 2, und in einem sogar 3 Schiffe.

Kehren wir zum Lande selbst zurück, so zeigen sich hier nicht minder merkwürdige Phänomene.

Bereits bei Korea machten wir darauf aufmerksam, wie diese ganze Ostküste Asiens reich sey an Zeugen großer Convulsionen der Natur. Allein Japan, nebst seinen Umgebungen scheint einer der Hauptsitze derselben gewesen zu seyn.

Nicht nur viele der nächsten Inseln dieses Reichs dampfen und speien Feuer, sondern die weiter in dem großen Ocean, nach Osten hin gelegenen Inseln, welche mit den Ladronen ein großes submarines Kettengebirge bilden, haben viele brennende Gebirge.

Japan selbst aber ist den Wirkungen dieser Phänomene, dem Erdbeben, so sehr unterworfen, daß der Japaner sie für etwas Gewöhnliches ansieht. Seine Häuser bauet er leicht, und nur von einem Stockwerk. Und so genießt er ruhig sein Mahl, wenn die Erde bebt. „Es ist wiederum ein Wallfisch unter

*) Man sehe das vorhergehende Bändchen.

„unserm Lande fortgekrochen," spricht er, und dies ist die ganze Aufmerksamkeit, welche er dieser furchtbaren Naturbegebenheit widmet.

Dennoch hat Japan seit Jahrhunderten nur zu oft die traurigen Wirkungen davon im Großen erfahren. Schon seit 1586 wurden, nach dem Zeugniß des Missionars Froes, zu mehreren malen viel tausend Menschen von der Erde begraben, und 1704 lag der größte Theil der Kaiserstadt Jedo, der Sitz des weltlichen Regenten, dadurch in Trümmern; zwei hundert tausend Menschen kamen dabei um.

Im Jahre 1730 traf Meaco, die Hauptstadt des dortigen Papsts, ein ähnliches Schicksal: hiebei fand gar eine Million Menschen ihren Untergang. Auch dauern diese Erdstöße bis auf unsere Zeiten fort, denn Thunberg fühlte sie mehrmal im J. 1776.

Sonderbar genug scheinen einige kleine Gegenden von der Natur selbst geschützt, gleichsam geheiligt, völlig unerschütterlich da zu stehen. So z. B. die östlichen Inseln Gotto, ferner die kleine Insel Sie nousima. Der hier erbauete erste, und vornehmste Bonzentempel, der berühmte mit Klöstern besetzte Berg Kojasan, soll die Insel schützen.

Von den vielen brennenden Bergen, Höhlen und ausgebrannten Vulkanen zeugt folgendes. Unweit Firando liegt eine kleine felsigte Insel mit Namen Kiu Siu Kusima, welche seit vielen Jahrhunderten brennt. Auf gleiche Art sieht man gegen Satzuma über, auf der Insel Fuogo, auch Vulkan genannt, ein immerwährendes Feuer. Bei Figo hatte nur erst zu Anfange des 18ten Jahrhunderts eine Gruft aufgehört, Feuer zu geben.

In eben dieser Provinz zeigt sich unweit des berühmten Tempels Aso no gongen, aus der Spitze des benachbarten Berges, eine Flamme, die besonders zur Nachtzeit sichtbar ist.

Im Lande Tsikusen, im nördlichen Theile der großen Insel Kiusa bei Kuganossa, brennt seit undenklichen Jahren eine Grube; dies soll indeß nur ein entzündetes Steinkohlenlager seyn. Allein der berühmte Berg Fusi in der östlichen Provinz Suruja, der größten Insel Niphon, ein Gebirge, das man dem Pic von Teneriffa an Höhe gleich schätzt, der Wohnsitz des Gottes der Winde, wozu kaum drei Tage hinreichen sollen, ihn zu ersteigen, läßt oftmals aus seinem beschneieten Gipfel Rauch hervorgehen. Vormals gab er Flammen aus, nur seitdem er seitwärts sich öffnete, sind diese verloschen. So dampft ebenfalls der Berg Unsen unweit Simabara.

Wer kann sie aber alle aufzählen, die lebenden nud todten Vulkane Japans? Und wie viele Schwefelquellen, Schwefelbäder nannten uns nicht noch die Reisenden! Hielt man doch eine Insel unweit Satzuma, Iwopasiwa, d. i. Schwefelinsel, für den Sitz der bösen Geister, da sie, wo man nur den Fuß hinsetzt, Schwefeldampf aufwirft. Ihrem Besitzer brachte

sie, zum Kämpfers Zeit, nur allein für den Schwefel, 20 Kisten Silber ein, ohne den Ertrag des dortigen Holzes zu rechnen.

Die Gebirge Japans sind uns im Ganzen genommen wenig bekannt. Die Reisenden, besonders Thunberg, bezeugen zwar, daß Japan überhaupt fast nur aus Bergen und Thälern bestehe; daß sie mehrmals aneinander gereihet sind, und daß viele darunter, z. B. der Fusi, sich zu einer für den Anbau zu großen Höhe erheben, da hingegen die kleinern fast bis zum Gipfel benutzt werden.

Auch zeigen die besten Karten Bergketten, welche über die Hauptinseln fortlaufen.

Allein welcher Reisende von Sachkunde sah die Binnenländer dieses merkwürdigen Landes? Herrschte nicht noch jetzt die sonderbare Sitte, daß die Holländer einen Gesandten von Westen nach Osten, fast über das ganze Reich hin, zur Kaiserstadt Jedo zu senden genöthigt sind, so wäre uns, bis auf den Hafen von Nangasaki, auf der Westseite, das ganze Reich eine Terra incognita. Und selbst auf diesem langen Wege bleibt ja, außerhalb der Heerstraße, das meiste dem Blicke der Europäer entzogen.

Daher kennen wir kaum einige Flüsse, obgleich es, der Natur jener Gebirge zufolge, unmöglich ist, daß diese nicht eine bedeutende Anzahl von Gewässern zu dem Meere hinabsenden sollten. Große Ströme, in dem Sinne, wie wir diesen Ausdruck für die übrigen großen Länder der Erde nehmen, kann freilich Japan deshalb nicht aufweisen, weil das Land selbst überall nur schmal ist; der aus dem hohen Gebirge entsprungene Fluß erreicht früher das Meer, bevor er viele seiner Geschwister auf dem kurzen Wege aufzunehmen vermag.

Indeß zeigten sich doch wohl mehrere, wie der Jedogava, der in der Provinz Omi entspringt, und sich bei der Stadt Osacca ins Meer ergießt. Dieser dem Lande wohlthätige Fluß nimmt seinen Ursprung aus dem See Oitz oder Omi, der selbst einem Erdbeben sein Daseyn verdankt. Noch jetzt geben die aus seiner Tiefe durch Taucher hervorgeholten Cedernbäume einen sprechenden Beweis dieser Entstehung. Durch den Fluß wird diese Stadt zu einer sehr wichtigen und großen Handelsstadt erhoben.

Osacca, eine von den sogenannten fünf Reichsstädten, hält 80,000 Einwohner, viele reiche Bürger, Künstler und Manufakturisten, besonders aber Handelsleute, die die Waaren sowohl zu Lande, als zu Wasser, nach allen Theilen des Reichs versenden. Hiezu dienen hauptsächlich mehrere Tausend Barken, welche sowohl an der Mündung des Flusses Jedogava, als auf seinen, ins Land hinaufliegenden Theilen die Waaren führen. Es geht nämlich ein Arm von ihm eine Meile von der Stadt gerade zur See, nimmt aber dagegen zwei andere Flüsse in sich auf, wodurch der Binnenhandel noch mehr erleichtert wird.

Man hat sehr viele Brücken von kostbarem Cedernholz über den Hauptstrom geschlagen, denn er ist seiner Nützlichkeit ungeachtet, nicht sehr breit, jedoch wasserreich, und seine Ufer sind besonders bei der Stadt Osacca mit vielen Treppen von gehauenen Steinen versehen. Sie wird durch eine Citadelle geschützt, welche einen eigenen Gouverneur hat.

Die Japaner nennen diese reiche Handelsstadt „den Schauplatz des Vergnügens," denn überall sieht man Comödianten, Gaukler, Seiltänzer, Bühnen von Wundersachen und wandelnde Menagerien seltner Thiere. Die holländische ostindische Compagnie hatte unter den für den Kaiser bestimmten Geschenken einen lebendigen Casuar mitgesandt, allein er war in Nangasaki, als hiezu unwerth, zurückgeblieben. Ein Japaner hätte willig 1000 Tael (Tausend holländ. Thaler) dafür gegeben, denn er hielt sich gewiß, in einem Jahre in Osacca das Doppelte damit zu gewinnen.

Eine Hauptursache, weßhalb der Strom dem Handel von Osacca so vortheilhaft ist, liegt darin, daß er bei der Stadt des geistlichen Regenten oder Papsts von Japan, bei Meaco, vorbeifließt.

Dieser für den Handel so wichtige Fluß soll vor 1080 Jahren in einer Nacht entstanden seyn; vielleicht ebenfalls durch eine Erderschütterung, wie der See Omi.

Außer diesem Fluß nennen einige Nachrichten noch den Usim, der eine Viertelmeile breit seyn soll, und den Aska, berühmt wegen der sonderbaren Abwechselung seines Bettes; ferner den Fodsikara, der vom Berge Fusi ins Meer strömt.

Fast alle Flüsse sind hier wegen des jähen Herabströmens von den Gebirgen, besonders beim Schmelzen des Schnees, sehr gefährlich. Auch sind die meisten derselben (und d'Anville's Karte zeigt deren doch eine ziemliche Anzahl) eigentlich nur dann erst von Bedeutung, wie bei uns die Waldströme.

Unter allen Gewässern ist jener See Oits oder Omi, bei weitem das ansehnlichste, er nimmt, den Karten zufolge, auf 15 deutsche Meilen von Südost nach Nordwesten ein, und ist zugleich besonders berühmt wegen der trefflichen Lächse, welche man darin fängt, und in den umliegenden Städten räuchert.

Der kleine See Fakone im östlichen Japan, südlich jenes großen Gebirges Fudsi, ist nur deßhalb merkwürdig, weil er den Seelen der Kinder, welche vor dem siebenten Jahre sterben, statt des Fegefeuers dienen soll. Nur durch die Mildthätigkeit der Reisenden werden sie aus ihrer Pein erlöset.

Mehr als fünf Kapellen errichtete daher hier der Aberglaube, und jeder Reisende wird von den Priestern mit Glockengeläute und schrecklichem Geheul eingeladen, Geld zur Erlösung der Leidenden, nicht in den See, sondern in eine der Kapellen, zu werfen. Dafür gab der schlaue Priester jedem Japaner des Zuges

der holländischen Gesandtschaft ein Papier, wahrscheinlich eine Quittung, welches dieser an einen Stein band, um es desto sicherer im See untersinken zu lassen.

Die Lage von Japan berechtigt es zur angenehmen Temperatur. Allein die so eben angezeigten Sonderbarkeiten seiner Bildung sind es wahrscheinlich, wodurch diese Vorzüge gemindert werden, obgleich im Ganzen das Klima gesund ist. Thunberg hat uns zuerst eine Reihe 13 monatlicher Witterungsbeobachtungen, vom September 1775 bis zum Ende Octobers des folgenden Jahres, geliefert, welche allerdings sehr schätzbar ist. Sie sind indeß nur auf der Insel Dezima, also an der westlichsten Küste, nicht im Binnenlande, angestellt. Hiernach gab es drei Tage im August, wo die Hitze auf 98 Grad Fahrenheitisches Maas stieg und nie sank es bis zum Frierpunkt herab. Sein geringster Stand im Januar war nur ein einzigesmal 35.° Freilich ist auch hier, wie überall, ein einziges Jahr nicht entscheidend, denn man gestand, daß gerade in diesem Jahre der Winter früher als gewöhnlich eingetreten sey. Indeß sieht man dennoch, daß hier das Klima der wärmsten Theile von Europa herrsche; selbst in Neapel sinkt ja das Thermometer zuweilen bis zum Frierpunkt hinab. Indeß fühlte man auf Dezima die Kälte dennoch sehr heftig, auch fiel ein feiner Schnee, der aber schmolz, noch ehe er die Erde berührte.

Gerade eben dieses Jahr, worin Thunberg beobachtete, war zugleich so feucht, daß nur wenige Tage ohne Regen hingingen, und merkwürdig genug, kamen auch im Winter Gewitter vor.

Die hiesigen Landwinde aus N. O. und O. N. O. sind kalt, die Seewinde, die von S. und S. W. hingegen milde. Die Beobachtungen, welche uns so eben die Russischen Weltumsegler bei ihrem kurzen Aufenthalt bei Nangasaki gegeben haben, lehren, daß das Hygrometer sehr veränderlich sey; sein höchster Stand im Monat März war 55 *).

So darf man bei dieser Witterung auf Japan die vorzüglichsten Erzeugnisse erwarten, und die wunderbare Abwechselung von Gebirgen und Thälern berechtigt hiezu noch mehr.

Natur-Produkte.

Selbst die todte Natur zeigt hier eine große Mannigfaltigkeit. Hat uns gleich Thunberg gerade in Rücksicht der Mineralien, also der Bildungsmaterien des gesammten Landes, am wenigsten befriedigt, so führen dennoch seine Angaben der einzelnen Steinarten zu geologischen Schlüssen. Er nennt dort Quarz,

*) Der höchste Grad der Feuchtigkeit dieses Hygrometers war 70, der höchste Grad der Trockenheit ging bis auf 15 und 18 Grad.

Speckstein, den feinen Thon, Marmor, Versteinerungen, fein gesponnenen Asbest u. a.

Nimmt man nun hiezu den Lauf, die Höhe, die Gestalt der Gebirge selbst, so darf man mit Recht die meisten Eigenschaften unserer großen Gebirgsketten, und zugleich die der Vulkane hier erwarten.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß hier Ganggebirge vorhanden sind, welche die meisten Metalle enthalten; dies ist auch wirklich der Fall.

Nicht blos die edlen Metalle, sondern außer dem Kupfer, Eisen und Blei, nennt Kämpfer Zinn, Thunberg aber Zinnober, also Quecksilber und Arsenik, Bergöl, Steinkohlen, Bernstein und Salpeter, und von feinen Steinarten, den Agat.

Eine etwas genauere Anzeige verdienen aber hier die drei vorzüglichsten Metalle, Gold, Silber und Kupfer; denn das nützlichste aller Metalle für den menschlichen Haushalt, das Eisen, scheint in Japan nicht in übermäßiger Quantität vorhanden zu seyn.

Japan war, so lange es uns bekannt ist, am Golde reich. Man findet es hauptsächlich unter zweierlei Gestalt; erstlich in Kupferkies, und sodann in kleinen Körnern im Sande, oder als Waschgold. Die Minen von Sador, eine nördliche Insel des danach genannten Meerbusens, geben das reichste und feinste Gold. Man findet Erzadern, wo ein Catti (1 Pfund 4 Unzen) Erz ein, ja, zwei Tael, (ein Tael = $\frac{1}{16}$ Catti) Gold geben. Ueberdem ist auch der Goldsand selbst reich. Satzuma soll sogar Kupfererz erzeugen, woraus man zuweilen 4 Tael Gold aus dem Catti scheidet. Ferner wird bei Surumga, so wie auf der Insel Amakusa Gold gegraben.

Am reichsten muß indeß das Gebirge unweit Do Mura am Meerbusen Okus gewesen seyn. Ein überhangender Felsen stürzte ins Meer, und nun zeigte es sich, daß sein Inneres so reich an Golde war, daß es gegen 50 pr. Cent von dem Erze selbst enthielt. Man holte deßhalb durch Taucher noch eine geraume Zeit Stücken davon aus dem Meere; allein bei einem Erdbeben ward das Ganze mit einer sehr dicken Lage Meersand überschlemmt; das Nachsuchen mußte daher aufgegeben werden.

Die Krone behält sich bei Eröffnung einer neuen Goldgrube $\frac{2}{3}$ des Gewinns bevor, nur $\frac{1}{3}$ bleibt dem Grundherrn.

Silber ist, wenigstens anjetzt, dort seltner als Gold. Vormals muß es häufiger gewesen seyn, denn es ward stark ausgeführt. Die Landschaft Bingo oder Bungo, hält vorzügliche Silbergruben, und noch reichere das nördliche Japan bei Kattami. Auch führen die Inseln Ginsima und Kinsima von dem dortigen Golde und Silber ihre Namen.

Als Handelsprodukt ist indeß selbst noch auf den heutigen Tag das Kupfer für Japan das einträglichste Metall. Es ist

aber sehr merkwürdig, daß das Kupfer sich von hier aus, bis ganz über die Kurilen hin, in großer Quantität und vorzüglicher Güte zu erstrecken scheint. Eine dieser Inseln führt sogar daher den Namen Kupferinsel, und auf mehreren derselben zeigt es sich gediegen.

Japan selbst hat die ergiebigsten Kupferminen in den Provinzen Suruga, Assingo, und das Kupfer aus Kyno-Kuni ist nicht nur besonders geschmeidig, sondern es hält zugleich eine so beträchtliche Menge Gold, daß vormals die indischen Goldschmiede an der Küste von Coromandel ansehnlich durch dessen Scheidung gewannen. Anjetzt verstehen sich die Japaner hierauf selbst. Da das Kupfer in solchem Ueberflusse und Güte vorhanden ist, so macht es einen bedeutenden Handelsartikel gegen fremde Waaren aus. Es wird hauptsächlich in der Stadt Sacki rafinirt, und in Stäbchen gegossen, welche anderthalb Spannen lang, und eines Fingers dick sind; jede Stange wiegt etwa ¼ Pfund. Sie werden in viereckigten Kästchen zu 125 Pfund (ein Pekul) verpackt. Ein gröberes Kupfer gießt man nur zum Ausführen in runde Kuchen. Was für ein bedeutender Handelsartikel das Kupfer für Japan ist, werden wir nachmals sehen.

Die Flora von Japan ist wohl deshalb noch reicher als sie es sonst seyn würde, weil die große Abwechselung des Bodens hier mehrere Gebirgspflanzen gedeihen läßt.

Kämpfers und Thunbergs Verzeichniß hiesiger Pflanzen ist schon sehr beträchtlich, dennoch durften beide vorzügliche Naturhistoriker kaum einige Schritte außerhalb ihres Reiseweges von Nangasaki nach Jedo wagen; sie sahen mithin zwar einen langen aber äußerst schmalen Strich des Landes, man möchte sagen, nur eine Linie. Auch selbst ihre botanischen Excursionen auf der Insel Dezima und Nangasaki blieben stets beschränkt; kurz, es ist noch zu bewundern, wie diese schätzbaren Männer dennoch, jener wahnsinnigen Eifersucht der Japanischen Regierung zum Trotz, so viel Lehrreiches davon brachten. Unsere Absicht erlaubt nur einige der wichtigsten Pflanzen auszuheben.

Daß Japan die meisten Getreidearten besitzt, und wie der Chinese benutzt, bedarf hier wohl keiner weitern Anzeige.

Kämpfer behauptet aber, daß der beste Kome oder hiesige Reis, in ganz Asien nicht seines Gleichen habe. Er ist schneeweiß, und sättigt so sehr, daß ein Ausländer nur wenig auf einmal davon genießen kann. Aus diesem Reiße wird dann das starke Getränk Saki gebrauet. Es gleicht einem fetten Biere, und ist ein Lieblingstrank.

Werden auch gleich Weizen, Gerste und Buchweizen hier gebauet, so bleibt doch stets der Reißbau auch hier das wich-

tigste Nahrungsmittel, und der Anbau geschieht fast gänzlich wie in China. Auch ist die Sorgfalt, den Mist aller Art einzusammeln, und auf das widrigste aufzubewahren, wie dort. Weizen und Gerste werden hier noch dadurch auf das sorgfältigste gepflegt, daß, da sie reihenweise gesäet sind, man die Erde, welche sich in den Zwischenräumen der Reihen findet, darum anhäufelt, sobald die Saat einen Fuß hoch ist. Hiedurch sammelt sich zugleich das Wasser in diesen langen Vertiefungen, und gibt der Saat stärkeres Wachsthum. Nachdem die erste Gerste geärndtet, wird das Land in eben diesem Jahre noch zum zweitenmale benutzt.

Ueberhaupt ist der Japaner fast noch ein eifrigerer Landbauer und Benutzer jedes brauchbaren Fleckchens Erde, als der Chinese.

Der erste russische Weltumsegler, der Capitain von Krusenstern, ist hierüber der neueste Zeuge. „Nichts, sagt dieser treffliche Seemann, kann der außerordentlichen Kultur gleich „kommen, die man allenthalben gewahr wird. Daß die Thäler, die wir an dieser Küste von Satzuma sahen, aufs fleißigste „bearbeitet sind, dies würde unser Erstaunen nicht so sehr erregt „haben, da man auch in andern Ländern von Europa, wo Ackerbau nicht verachtet ist, Land, welches der Kultur fähig ist, „nicht leicht unbenutzt läßt. Allein hier sahen wir nicht nur „die Berge, bis zu ihren Spitzen, sondern auch die Gipfel der „Felsen, welche die Ufer der Küste begränzen, mit den schönsten Feldern und Pflanzungen bedeckt. Diese bildeten mit den „schwarzbraunen düstern Felsenmassen, die ihnen zur Grundlage „dienten, einen sehr auffallenden und unsern Augen ungewohnten Contrast. Ein anderer Gegenstand, der unser Erstaunen „erregte, war eine Allee von hohen Bäumen, die, so weit das „Auge reichte, in der Richtung der Küste, über Berg und Thal „geführt war. In gewissen Entfernungen sah man Lauben, „wahrscheinlich zum Ausruhen der Fußgänger bestimmt, für die „wohl die Alleen mögen angelegt seyn. Weiter kann wohl die „Sorgfalt für Reisende nicht leicht gehen."

In Japan, sagt Thunberg, werden viele Arten schlechterer Gräser gebauet, um den Saamen sowohl für den Menschen, als für das Vieh zu benutzen, z. B. mehrere Arten Fennich (Panium), das Sorgum, das Kammgras (Cynosurus coracanus).

Ferner zieht man Möhren, Zuckerwurzeln, Rettig, Bataten, Kartoffeln, Salat, Melonen, Gurken, Pfeben, Melongenäpfel zu Suppen, Flaschenkürbisse, u. d. Von Erbsen und Bohnen bauet man die bekannten Arten, am häufigsten aber die Sojabohne (Dolichos Soja), japanisch Daidsu. Kämpfern verdanken wir davon gleichfalls eine getreue Abbildung. Diese Bohnen sind klein und linsenförmig. Die Bohnen selbst werden in Suppen gekocht, welche Misa heißen; das Mehl gebraucht

man an Speisen, und der ausgepreßte Saft gibt uns die feine aromatische Brühe, welche wir unter dem Namen Soja kennen. Hiezu wird die Bohne selbst bis zum Weichwerden gekocht; alsdann wird eine gleiche Quantität gestoßener Weizen und Gerste dazu gesetzt, das Ganze gehörig gemischt, wohl zugedeckt, und 24 Stunden zum Gähren auf eine warme Stelle gestellt. Hierauf thut man eine gleiche Menge Salz hinzu, und drittehalbmal so viel Wasser. Nachdem alles wohl durcheinander gemischt worden, bleibt es in einem irdenen Gefäß, wohl zugedeckt, 2 bis 3 Monate aufbewahrt; nur anfänglich rührt man es täglich um. Aus dieser Masse wird sodann der Saft ausgepreßt, durchgeseihet, und in hölzernen Gefäßen bewahrt; er verbessert sich durch das Alter. Um die weitere Gährung zu verhüten, pflegen die Holländer die Soja noch einmal aufzukochen, und sie sodann in Bouteillen zu füllen, welche mit Harz verpicht werden. Dies ist die bräunliche Soja unserer Schlemmer.

Japan hat eben so wenig Mangel an wohlschmeckenden Früchten. Hieher gehören besonders Citronen, Orangen, Pompelmuse, Aepfelsinen, Pfirschen, Mandeln, Feigen, Birnen, Aepfel, Pflaumen, Kirschen, sehr schmackhafte Mispeln (Mespilus Japon.), Persimonen (Diosspiros Kaki), Weintrauben, Granatäpfel, spanische Feigen (cactus ficus), Kastanien, und mehrere Arten Nüsse.

Der Japaner benutzt die Kuh weder zur Milch, noch zur Butter, noch den Ochsen zum Ziehen; daher sucht er diesen Mangel durch die Oele aus mehreren Pflanzen einigermaßen zu ersetzen. Außer dem Sesan und der Camelie *) gewinnt man aus der Bignonie, der Dryandria cordata, der Mulia (Azedorach), wie auch selbst aus dem Saamen des unächten Firnißbaums (Rhus succedanea), des gemeinen Eibenbaums (Taxus baccata), und des Gingko, Oel.

Als Gewürze zieht man Ingwer, den spanischen Pfeffer (Capsicum), und den Pfefferbusch (Fagara piperita).

T h u n b e r g führt unter mehreren Bäumen auch die Lindera, den Gagel (myrica), ferner, Eichen, Zuckerahorn, die Ceder und Cypresse, das schönste der Nadelhölzer, die Thuja, an, so wie unter den Nahrungsmitteln das Arum; man ißt nicht nur die Wurzel, sondern sogar die Stengel; auch genießt man das gemeine Pfeilkraut (Sagittaria sagittata), den Wegtritt (Polygonum multiflorum). Besonders erzeugt Japan mehrere Ahornarten von vorzüglichstem Wuchs.

Es ist ferner merkwürdig, daß, K ä m p f e r n zufolge, die Japaner fast alle Seekräuter, und besonders den Zuckertang nicht verschmähen. Eigene Fischweiber holen mehrere Arten aus

*) Man sehe das vorhergehende Bändchen.

der Tiefe von 20 bis 40 Klafter herauf, säubern sie, und verkaufen sie zur Speise.

Die Gärten prangen mit den schönsten Blumen und blumentragenden Bäumen, z. B. die Magnolien, ferner Azalreen, Nandinen, Gardenien, Cälosien, Päonien, Balsaminen u. d.

Des Thees, und zwar, des hier so vorzüglichen Thees ist umständlich genug gedacht worden *). Es ist aber merkwürdig, daß von Krusenstern den Japanischen Thee schlechter fand, als den chinesischen, und daß er unter den Importen von China nach Japan des Thees erwähnt. Auch wird, ihm zufolge, in Japan übrigens nur grüner Thee getrunken. Daß Japan Baumwolle und Taback liefert, bedarf ebenfalls hier keiner weitern Erwähnung.

Zu Seilen und Stricken bauen sie nicht nur Hanf, sondern auch die weisse Nessel (Urtica nivea und Urt. japonica); der Bast gibt so feines Garn, daß selbst Leinwand davon verfertigt wird.

Von Maulbeerbäumen werden in Japan mehrere Arten gezogen; der gewöhnliche Maulbeerbaum für die dortige starke Seidenzucht, und ferner der Maulbeerbaum, aus dessen Rinde dort das Papier gemacht wird. Die Fabrikation des Papiers aus dieser Rinde besteht nach Kämpfer und Thunberg hauptsächlich in folgendem.

Die stärksten jährigen Schößlinge werden in kurze Stäbchen geschnitten, zuerst mit Asche bündelweise in einem wohlbedeckten Kessel gekocht, getrocknet, und wieder gekocht, und sodann die Rinde davon abgeschält, und diese gedörret, das Holz selbst wird nicht weiter benutzt.

Um die Rinde zu reinigen, wird sie etwa drei Stunden in Wasser geweicht, und hierauf das schwarze Oberhäutchen mit einem Messer davon abgeschabt. Zugleich wird die stärkere Rinde von der dünnern abgesondert; jene liefert gröberes und dunkleres, diese feineres und weißeres Papier. Rinde von mehreren Jahren gibt nur ganz grobes Papier.

Nach dieser Sortirung wird die Rinde selbst von neuem in heller durchgesiebter Lauge gekocht, dabei stets umgerührt und geschäumt, und zugleich neue Lauge hinzugethan, zum Ersatz der verdünsteten. Man setzt aber dies Kochen so lange fort, bis man die Fibern mit den Fingern leicht von einander trennt. Hierauf folgt das Waschen, welches mit sehr großer Vorsicht geschehen muß, denn hievon hängt die Güte des künftigen Papiers größtentheils ab. Zu dem Ende legt man die gekochte Rinde in eine fein durchlöcherte Wanne, setzt diese sodann in einen Bach oder Fluß, und bearbeitet die Rinde mit den Händen dergestalt, daß sie sich in ein weiches wolliges Wesen auflöset. Die grö-

*) Man sehe das vorhergehende Bändchen, S. 64 u. f.

deren Theile werden für grobes Papier, die feineren für das bessere benutzt.

Nach hinreichendem Wäschen wird diese Materie mit Stäben von hartem Holze noch stark durchgestoßen, wodurch dann alles einem völlig zerriebenen Papier gleich sieht. Zu dieser breiartigen Substanz setzt man nun ein schleimigtes Wasser von der Infusion aus Reis und aus der Wurzel des Manihot, Eibisch, (Hibiscus Manihot) nach Kämpfern dort Orenz oder Oreni genannt. Letztere enthält viel klebrichte Theile, die sich im Sommer selbst in kaltem Wasser auflösen, und es kommt viel darauf an, daß dieser Zusatz weder zu dünne, noch zu dick sey, indem das Papier selbst sodann zu dünn, oder zu dick, und daher leicht brüchig wird.

Dieser auf die Art geleimte Papierbrei wird hierauf in ein weites hölzernes Gefäß gethan, daraus sodann geschöpft und in die Formen gegossen, welche aus Binsen geflochten sind, je nach der Größe des Papiers. Man setzt diese, mit dazwischen gelegtem Stroh, um sie bequemer abnehmen zu können, in Haufen auf einander. Hierauf werden Bretter gelegt, und diese beschwert man sodann mit Steinen, anfangs weniger, nachmals stärker, damit das Wasser dadurch mählig ablaufe, und die auf die Weise getrockneten Blätter dann zum Verbrauch fertig zusammen gelegt werden können.

Das Japanische Papier ist ungemein dicht, so daß es sich selbst in Bänder drehen läßt.

Unter mehreren nützlichen Bäumen sind einmal die Firnißbäume sehr wichtig wegen der trefflichen Lackarbeiten; der vorhergehende Theil hat davon indeß wohl hinreichende Auskunft gegeben *), da man sie in China gleichfalls findet.

Unangezeigt blieb aber dort ein Baum, der, ob er gleich auch in China wächst, dennoch nur für Japan durch sein Produkt wichtig wird; nämlich der Kampferbaum. Der von Japan, und nur von diesem erhalten wir Europäer unsern Kampfer, gehört zu den Lorbeerbäumen (Laurus Camphora L.). Er erreicht die Größe unserer Linde. Er findet sich dort hauptsächlich in den Wäldern, welche gegen Westen gelegen sind. Man nennt ihn Ssjo, oder Kus Noki, auch Namboc. Der Stamm hat eine rauhe, schwärzlichte Rinde, an den jüngern Zweigen ist sie glatt grünlicht und glänzend, und läßt sich leicht abschälen. Das Holz ist weiß, bekommt indeß im Alter röthliche Flecken und Adern, dann dient es zu Tischlerwerk; zu ausgelegter Arbeit; besonders ist aber die Wurzel trefflich. Die Blätter, die überhaupt den Lorbeerblättern ähnlich sind, halten etwa drei Zoll in die Länge, sind am Rande ganz und oftmals wellenförmig, dabei oben dunkel und unten blaßgrün.

---

*) S. 68 u. f.

Die kleine weißliche Blume hat 9 Staubfäden um den Fruchtknoten. Die Frucht ist eine schwarzrothe Beere von der Größe einer Erbse: sie ist aromatisch und schmeckt nach Kampfer.

Dieser findet sich dann in dem Holze des ganzen Baums, besonders aber in der Wurzel.

Kämpfer, der uns zugleich eine sehr gute Abbildung von diesem Baume gegeben hat, beschreibt die Ausziehung des Kampfers sehr einfach. Auf der Insel Gotto, und der Provinz Satzuma, woselbst dieser Baum in Menge wächst, zersplittern die Landleute sowohl das Holz, als die Wurzel, werfen die kleinen Holzstückchen in einen mit Wasser angefüllten Kessel, und lassen sie hierin kochen. Dem Kessel dient ein irdener Helm, der sich, um das Zerspringen zu verhüten, in einem Schnabel endigt, zum Deckel, und dieser ist selbst wieder mit Stroh gefüllt.

Der Kampfer wird sublimirt, und hängt sich an das Stroh. Er hat sodann das Ansehen von unreinem Salze, der unter dem Namen roher Kampfer (Kamfer brut), von den Holländern gekauft, und nach Amsterdam gebracht wird, woselbst man ihn rafinirt.

Einen vorzüglichen Kampfer liefert die Sundinsel Borneo, von einem Baume, der dort Liono genannt wird; dieser soll von Natur aus den Aesten gleich einem Baumharze ausschwitzen, und zwischen der Rinde und den Aesten gesammelt werden. Er kommt fast gar nicht nach Europa, sondern wird von den Holländern nur nach Japan verführt. Hier steht er in so hohem Werth, daß ein Catti Borneischer Kampfer nur gegen 10 Catti japanischen verkauft wird; er führt den Namen Camphora di Barros.

Von dem Japanischen Kampfer wird, nach Kämpfern, zwischen 6 bis 12,000 Pfund jährlich nach Europa gebracht. In vormaligen Zeiten verkaufte die holländisch-ostindische Compagnie das Pfund zu 45 Stüber, was jetzt wohl auf einige Thaler gestiegen ist.

An sonstigen Arzneipflanzen ist Japan außerordentlich reich. Auch hier scheint der Nisi oder Gingseng obenan zu stehen. Der Corchorus japonicus, Jamma Buki genannt, wird besonders zur Stillung von Blutflüssen benutzt, und wenn es nicht zweckwidrig wäre, so ließe sich ein großes Verzeichniß von Medicinalpflanzen dieses Reichs beibringen. Thunberg erhielt von dasigen Aerzten Kräuterbücher von mehreren Bänden.

Von Blumen, welche zum Theil die Gärten zieren, gibt uns Kämpfer ein großes Verzeichniß. Hierunter ist besonders die Tsubaki, eine große Staude mit Rosenblumen, merkwürdig. Durchs Pfropfen entstehen viele seltene Spielarten, man nennt bis auf 900 Varietäten.

Ebenfalls kommen schöne Jasmine und besonders Lilien vor. Von einer der letztern, Satsuki genannt, gibt es gegen 100 Varietäten.

Wir übergehen hier sowohl die übrigen Pflanzen von geringerer Bedeutung, als auch die Moose und Flechten, und eilen zu dem

Thierreiche.

Sowohl der Chinese, als der Japaner, weidet seine Einbildungskraft an erdichteten Thieren; Kämpfer hat uns eine Liste, ja sogar Zeichnungen von Ungeheuern mitgetheilt, bei welchen sich Vogel, Fisch und Quadruped vereinigt finden. Besonders spielen hiebei die Drachen und ähnliche Thierarten eine bedeutende Rolle. Für uns genügt diese allgemeine Anzeige.

Der wirklichen vierfüßigen Thiere besitzt Japan außer den Hausthieren, keine große Anzahl. Und selbst von den Hausthieren fehlt dort der Esel und das Kameel, obgleich letzteres in dem gegenüberliegenden Continent eines der wichtigsten Hausthiere abgibt. Ziegen und Schaafe sollen, wie Kämpfer sagt, nur noch auf der Insel Firando vorhanden seyn. Von den übrigen Hausthieren ist der Ochse und Miako, ein Buckelochse; das gewöhnliche Hornvieh ist überhaupt klein, so wie das Pferd, obgleich letzteres an Geschwindigkeit und Güte dem Persischen nicht nachsteht. In Japan ist die Schweinezucht kein wichtiger Gegenstand, wie in China, man hält sie hier fast nur deshalb, um sie den hierher kommenden Chinesen zu verkaufen. Dagegen hegete man hier zu Kämpfers Zeit vorzugsweise die Hunde. Hievon war freilich die Ursache sonderbar genug, und sie zeigt zugleich die Art der Regierung. Die zwölf Zeichen des Thierkreises, oder die Eintheilung des Jahrs nach Monaten, ist hier mit den Thiernahmen der Ratte, des Stiers, des Tigers, des Hasen, des Drachen, der Schlange, des Pferdes, des Widders, des Affen, des Hahns, des Hundes und des Bären belegt. Der damals lebende Kaiser Tsinajos war in dem Monate des Hundes geboren, und dem zufolge waren ihm die Hunde so heilig, daß man sie nicht nur in ungeheurer Menge ernährte und pflegte, sondern daß ein eigener Befehl gegeben ward, wornach jeder verstorbene Hund im ganzen Reiche auf einem eigenen Berge, dem Hundekirchhofe mußte begraben werden.

Als nun der Körper eines solchen Lieblingsthiers von seinem Herrn auf das ziemlich weit entfernte Gebirge zur Beerdigung mußte getragen werden, ward der Träger ermüdet und verdrüßlich; er fluchte gegen einen seiner Mitbürger über den wahnsinnigen Befehl des Kaisers. Schweig, rief jener, und danke dem Himmel, daß unser Kaiser nicht in dem Monate des Pferdes geboren ist, denn was hättest du alsdann zu schleppen gehabt!

Die hiesige zahme Katze scheint von der unsrigen, sowohl der Bildung, als dem Instinkte nach verschieden zu seyn. Sie

ist weiß, mit schwarzen und gelben Flecken, hat aber einen kurzen, wie vorsätzlich abgestumpften Schwanz, und mauset gar nicht, obgleich es hier weder an Ratten noch Mäusen mangelt. Dennoch wird sie vom Frauenzimmer als Lieblingsthier gehalten.

Wilde Thierarten finden sich hinreichend; sie sind Zeugen von Japans ehemaligem Zusammenhange mit dem festen Lande.

Hieher gehören Hirsche, Affen, Füchse, Bären, Wölfe, Hasen und wilde Hunde, vielleicht der Jackhal, und drei, höchst wahrscheinlich wieselartige Thiere, oder Viverren. Kämpfer nennt sie Tanuki, Ituz und Tin. Von dem einen scheint es, der kurzen Anzeige zufolge, fast entschieden, daß es ein unserm Iltis ähnliches Thier sey; es hält sich auch neben den Wohnhäusern auf, und macht Jagd auf Geflügel, läßt sich aber dabei leicht zähmen.

An Geflügel ist Japan ebenfalls reich, und von mehreren Arten desselben wäre eine genauere Kenntniß sehr zu wünschen. So nennt uns Kämpfer den Vogel Foken, einen Nachtvogel, der dabei vom feinsten Geschmack ist, und selbst auf den Tafeln der Großen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten vorkommt. Ist dies ein Geismelker, oder ein Wasservogel? Seine Asche soll dem Saki (Reisbranntwein) einen besonders guten Geschmack mittheilen.

Der Bisago, ein am Meere wohnender Raubvogel, oder Seeadler, erhält die von ihm gefangenen Fische in seinem Felsenneste so unverdorben, daß die Japaner letzteres wegen der Fische mühsam aufsuchen, und durch deren Verkauf ansehnlichen Gewinn erzielen.

Ebenfalls finden sich hier Habichte und Falken. Man fängt die besten Falken im nördlichen Japan, jedoch mehr zum Staat, als zur Jagd.

Sonderbar genug, sagt Kämpfer, sind einige Vögelarten, welche in andern Ländern unter die wilden gezählt werden, hier völlig zahm. Hieher gehören die sonst wilden, schönsten Entenarten, die Federkappente (Anas galericulata), die Winterhalb-Ente (Anas querquedula), ferner von den drei Arten Reiher, der weiße, der graue, und der blaue, besonders der erste und letzte (Ardea alba und caerulea); beide folgen dem Landmanne in Menge nach, wenn er seinen Acker umgräbt, oder pflügt, um die aufgegrabenen Würmer und anderes Ungeziefer aufzusuchen; deshalb werden sie, wie in Aegypten der Ibis, von jedermann geschützt, und sind zahm.

Auch zwei Arten der wilden Gänse, die eine schneeweiß mit pechschwarzen Schwungfedern, die andere aschgrau, sind so dreist, daß sie in Gegenwart der Menschen die Saaten angreifen, ungeachtet der von den Bauern darüber hingezogenen Netze.

Das Haushuhn und die gewöhnliche Ente werden aber hier,

gerade im Gegensatz von China, nicht sehr geschätzt, noch gegessen. Aus einem besondern Aberglauben dürfen sie nur von gewissen geringern Leuten geschlachtet werden. In den kaiserlichen Sterbe- und Gedächtnißjahren, wie auch zu andern Zeiten, wenn der Kaiser es befehlen läßt, dürfen überhaupt weder Hühner, noch sonst lebendige Thiere getödtet, ja nicht einmal auf den Märkten feil geboten werden.

So ist ferner der Kranich ein nur allein für die kaiserliche Tafel aufbehaltener Vogel; niemand darf ihn ohne des Kaisers Erlaubniß schießen. Kämpfer und Thunberg erwähnen mehrere Arten kleinere Vögel, Singvögel. Nach ersterm singt die dortige Lerche besser, als die unsrige, die Nachtigall hingegen schlechter; wahrscheinlich sind beide von den europäischen verschieden. Vielleicht ist dies derselbe Fall mit dem Dohmpfaffen und Raben, obwohl es nicht zu leugnen steht, daß der Rabe, so wie die Schnepfen, mit zu den am weitesten verbreiteten Vögelarten des festen Landes gehöre.

Auch hegt Japan, so wie China, mehrere der schönsten Fasanen, welcher dort gedacht worden ist, selbst den Pfaufasan.

Der Reichthum der hiesigen Fische ist eben so groß, als nutzbar; die mehrste Nahrung des Japaners besteht außer dem Reis, im Fischwerk.

Um die im Wasser lebenden Thiere nicht zu trennen, mögen die größten Säugethiere aufgeführt werden, die Wallfische.

Kämpfer zählt hier davon fünf verschiedene Arten. Selbst der größte (Balaena Mysticetus) dient den geringern Volksklassen zur Nahrung. Das thranigte Fleisch sah Thunberg dort auf dem Markte in großen Stücken feilgeboten. Eine kleinere Art von Wallfischen, Kämpfer nennt ihn Satoo Kudsura, oder den blinden Wallfisch (weil er auf dem Rücken die Figur einer Laute trägt, die gewöhnlich dort von blinden im Lande umherziehenden Leuten gespielt wird), soll Krätze und andere Krankheiten erzeugen, dennoch wird sie gegessen.

Die Wallfische werden hier mit Harpunen gejagt, und man benutzt von ihnen alles, bis auf die großen Hüftbeine. Die schwarze Haut, das Fleisch (es ist roth, wie Kuhfleisch), die Gedärme, man nennt sie wegen ihrer Länge Siakfiro, d. i. 100 Klafter, und alle übrige Eingeweide werden eingesalzen, gekocht und genützt.

Der Speck wird zu Thran und Lampenöl ausgebrannt, und dessen Schroten (Abgänge, Ueberbleibsel?), nachdem sie von neuem ausgebraten worden, gegessen. Die Gräten sind weiß, und knorplicht; sie werden frisch gekocht gegessen. Aus andern nervigten Theilen werden grobe Saiten gemacht, um die Baumwolle damit zuzubereiten, oder auch, um sie bei Instrumenten zu gebrauchen. Das Fischbein wird zu feinen Gold- und Silbergewichten und zu allerhand Zierrathen in verschiedenen Ma-

nufakturen verbraucht. So mannigfaltig benutzt kaum eine andere Nation das größte Ungeheuer unserer Erde.

Unter den wenigen Zeichnungen, welche uns Kämpfer von den dortigen Seefischen gegeben hat, finden sich denn auch zwei Arten Haifische, (Squalus), wovon der eine gefleckt ist; ferner zeigte Thunberg noch von den vormals sogenannten schwimmenden Amphibien, den Krampfroggen (Raja Torpedo) und mehrere gepanzerte Fische, Schellfischteufel (Callionymus), Schlangenfische u. s. w. an. Wahrscheinlich gehört zu dieser Klasse ein sonderbares Thier, von Kämpfern der Wasserbauch genannt. Er hat nach ihm über 4 Fuß Länge, Kopf, Maul und Brust sind ungeheuer, der Bauch gleicht einem Sacke, und kann eine erstaunliche Menge Wasser fassen; die scharfen Zähne sind wie bei einer Schlange, fast keine Gedärme und sehr kleine Eingeweide. Unter dem Bauche hat er zwei platte, knorplichte Füße mit Fingern, beinahe wie eine Kinderhand; er scheint hiermit auf dem Meeresgrunde fortzukriechen. Alle seine Theile werden gegessen. Man fängt ihn in den östlichen Gewässern zwischen Camokura und Jedo, woselbst dieser wahrheitliebende Naturalist ihn oftmals in die Küche tragen sah.

Die ostindischen Meere hegen bekanntlich eine unbestimmbare Menge Seeungestalten, die uns mit Recht in Erstaunen setzen, wovon man sich besonders aus der Zugabe zu Ruyschens Theatr. animalium über die Fische von Amboina überzeugen kann. Indeß findet sich doch dort keine Zeichnung von einem Fische mit einem handähnlichen Fuße; nur die sogenannte Guaperva des Brasilischen Meeres scheint etwas ähnliches zu zeigen. Was für Gestalten mögen im Grunde des großen Wassers, in welchem die Continente nur als Inseln daliegen, noch verborgen seyn!

Mehrere Arten der Butten, Stockfische, Heringe, besonders die Vorstenflosse (Clupea Thrissa), zeigen beide Reisende an, so wie auch Lächse, Brassen, Aale, Schmerlinge und andere Flußfische.

Wie in China, werden hier die Schleimthiere des Meers gegessen, z. B. die großen Polypen, hier Tuka genannt, Seekatzen und Holothurien, worunter sich höchst wahrscheinlich auch die dort angeführte Schnecke, der Trepan findet. Ueberhaupt weiß der Japaner, wie Thunberg sagt, fast alles, selbst das Giftigste, unschädlich und genießbar zu machen.

Vier Arten Schildkröten zeichnet uns Kämpfer, hierunter auch eine Landschildkröte. Eine derselben, Minogame genannt, genießt fast eine göttliche Verehrung; sie dient als das Emblem des Glücks, überall als Zierrath.

Seekrebse, und der Riesenkiefenfuß (Monoculus Polyphemus), sind dem Japaner ebenfalls willkommen; von erstern wachsen bei einigen die Beine zu einer so ungeheuren Größe,

daß Kämpfer aus einer Garküche ein Glied vom Fuße aufhob, von der Dicke des Schienbeins eines Mannes.

Reich ist Japan besonders an für uns neuen Insektenarten. Thunberg hat hierin das Schätzbarste geliefert. Ueber hundert Arten gibt er uns an, wovon die meisten neu sind.

Nach Kämpfers Beschreibung ist hierunter besonders eine äußerst schöne Nachtfliege, wahrscheinlich ein Hemipteron oder auch eine Käferart mit kurzen Flügeldecken. Da er von Schlupfflügeln spricht, worunter durchscheinende Flügel lagen, mit blauen und goldenen Strichen der Länge nach geziert, glänzend wie ein Spiegel, so muß sie stärkere Flügeldecken haben. Dies schöne Thier, in welches, wie er sagt, sich alle übrigen Insekten verlieben, fliegt gerne ins Licht, und verbrennt sich, wie unsere Mücken. Es hat die Länge eines Fingers, das Männchen wird wegen seiner Schönheit von den Japaneserinnen als eine Seltenheit aufbewahrt, das Weibchen ist nur grau und minder schön.

Auch die beliebte Cicade (Cicada Orni), erfüllt in Japan mit ihrem scharfen Gesange Büsche und Gebirge, und Kämpfer gab von ihr und ihrer unterirdischen Larve eine ziemlich befriedigende Zeichnung. Sie wird dort Sebi oder Semi, von ihrem Gesange, den sie vom Morgen bis zum Mittag hören läßt, genannt. Die Hülsen der käferähnlichen Larven werden dort und in China als Arznei benutzt.

Ein langes Verzeichniß, welches uns Thunberg von dortigen Conchylien gibt, beweiset sowohl den Reichthum, als die Schönheit dieser Schaalthiere in Japans Meeren. Hierunter sind nicht nur mehrere der seltensten, wie auch Perlenaustern, sondern man rechnet einige unter die Leckereien der Schlemmer. Besonders ist ein Röhrenwurm so beliebt und so kostbar, daß er hauptsächlich für die kaiserliche Tafel aufgespart wird.

Die Bewohner fast aller von Kämpfer angezeigten Conchylien genießt der Japanese, wie dies der Fall bei den Chinesen war, ja, auch hier werden die verschiedenen Arten des Seetangs und aller Seeblubber genossen.

So zeigt sich also Japan mit den trefflichsten Erzeugnissen aller drei Reiche der Natur auf das reichlichste ausgesteuert. Jetzt verdient sein Hauptprodukt,

der Mensch,

eine genauere Darstellung.

Unleugbar ist der Japaner dem Tartaren des gegenübergelegenen festen Landes sehr ähnlich. Selbst die merkwürdige Bildung und Stellung des mongolischen Auges findet sich wieder; dennoch soll es hier etwas weiter gespalten seyn. Allein der Wuchs des schlanken Tartars, im Fall er nicht bereits im Urstamme lag, ist hier herrschend geworden, und hat den Japaner

sowohl über die kleinliche Figur des Chinesen von geringem Stande erhoben, als auch die Gedunsenheit des Mandarins verhindert.

Der Kopf ist bei den meisten groß, der Hals kurz, das Haar schwarz, dick, und von Oel glänzend, die Nase zwar nicht platt, jedoch etwas dick und kurz. (Thunberg.)

Das andere Geschlecht ist wenigstens in einigen Provinzen, welche die Europäer zu bereisen Gelegenheit hatten, schön. Kämpfer fand das Frauenzimmer der Landschaft Fisen von feiner Bildung. Besonders waren Frauen und Mädchen des großen Dorfes Torimaz in dieser Provinz auffallend, sowohl wegen ihrer schönen Gestalt als ihres angenehmen Benehmens; dabei waren sie aber so zart und klein gebauet, daß man sie für Puppen hätte ansehen mögen. Nicht weniger befremdete es dann, daß, obgleich von so kleiner Statur, und so jugendlich, daß man sie für unmündig halten mußte, viele von ihnen bereits ihre säugende Kinder trugen. Man fand sie alle hoch geschminkt, und die Verheiratheten hatten sich die Augenbraunen ausgerissen. Sie müssen besonders in dieser Provinz eine vorzügliche Erziehung erhalten, denn in einem etwas weiterhin gelegenen Dorfe, Fiamitz, zeigten sie völlig den Anstand sehr gut erzogener Frauenzimmer. Dies Dorf Fiamitz zeichnete sich noch durch eine zweite Merkwürdigkeit aus. Alle dortigen Einwohner stammten nämlich von einem einzigen Großältervater, der zu Kämpfers Zeit noch am Leben war.

Die Vorzüge des Japaners vor dem Chinesen sind aber nicht blos körperlich, auch an Geist ist er ein besserer, höherer Mensch. Ja, finden sich auch mehrere böse Seiten in seinem Charakter, so beruhen sie dennoch nicht auf auf so niedrigem Grunde.

Bei der Einklemmung der Europäer, welchen noch jetzt erlaubt wird, von Nangasaki nach der Kaiserstadt Jedo zu reisen, und bei dem völligen Einsperren der holländischen Handelsleute auf Dezima, dem kleinen inselförmigen Anhängsel der Stadt Nangasaki, bei dem strengen Verbot jedes Umgangs der Japaner mit den Europäern, würde es kaum möglich seyn, etwas einigermaßen Bestimmtes über den Charakter dieses merkwürdigen Volks zu sagen, hülfen uns nicht die früheren Jahrhunderte ziemlich aus der Ungewißheit. In jenen Zeiten, da die Portugiesen und vorzüglich ihre Missionare eines freien Zutritts in das Binnenland genossen, da lernte man die Japaner im Ganzen kennen. Jene christlichen Bekehrer mißbrauchten die ihnen zugestandenen Freiheiten, und es wird sich nachmals Gelegenheit darbieten, zu zeigen, daß sowohl die von Portugall dorthin gesandten Handelsleute, noch mehr aber ihre Geistlichen selbst, die schimpflichste Behandlung sich, und bis jetzt allen Europäern zugezogen haben.

Indeß dauerte ihr dortiger allgemein verbreiteter Verkehr dennoch von 1549 bis gegen 1630. Sie waren nicht nur im

Reiche selbst verbreitet, sie lernten Japan und seine Bewohner noch genauer kennen durch die vielen hunderttausend Japaner, welche zur christlichen Religion übergegangen waren.

Mögen jene vormals so begünstigten Missionare nun auch aus Selbstigkeit den Charakter der Japaner, zum Theil ihre Pfarrkinder, in ein zu schönes Licht gestellt haben, im Ganzen stimmen dennoch unsere beiden neueren genauen Beobachter dieses Reichs, Kämpfer und Thunberg, mit ihnen überein.

Thunberg kündigt uns die Japaner an als verständig, vorsichtig, frei (!), gehorsam, höflich, neugierig, fleißig und in Handarbeit geschickt, sparsam und nüchtern, reinlich, gutgesinnt, freundschaftlich, aufrichtig, gerecht, ehrlich, treu, argwöhnisch, abergläubig, stolz, unversöhnlich, tapfer, ja unüberwindlich.

Von diesen größtentheils schätzbaren Eigenschaften sprechen ihnen selbst ihre Gegner, z. B. Meiners und von Krusenstern, mehrere nicht ab. Hieher gehört die schon bei ihnen zur Wißbegierde fortschreitende Neugierde; ferner die Reinlichkeit, der Muth, und endlich eine Offenheit und Treue, die freilich nur zu sehr mit Stolz gepaart ist.

Schon durch diese wenigen Züge ragen sie allerdings über die Chinesen hinaus. Auch ist es durch eine Reihe von mehreren Jahrhunderten entschieden, daß der Japaner tapfer, ja, bis zur Selbstaufopferung kühn ist, und daher bis jetzt nie von Ausländern unterjocht ward.

Von dieser Kraft, diesem wahren Ehrgefühl des Volks finden sich folgende entscheidende Beispiele.

Auf Formasa hatten die Holländer in frühern Zeiten eine Niederlassung. Ein kleines Schiff, aus der Japanischen Insel Satzuma war 1630, als dieses Reich noch nicht verschlossen, dort des Handels wegen gelandet. Peter Nuits, der holländische Statthalter auf Formosa, hatte die Mannschaft, vielleicht wegen früherer Mißhelligkeiten, hart behandelt. Die Japaner, zu schwach, deshalb Rache zu nehmen, giengen zu ihrem Fürsten von Satzuma, und forderten Rache für die erlittene Schmach. Allein der Fürst fühlte sich hierzu nicht stark genug. Da traten sieben Jünglinge aus seiner Leibwache hervor, und redeten ihn auf folgende Weise an: „Wir wären Deiner Leibwache unwürdig, wenn Du uns nicht erlaubtest, Deine Ehre zu rächen. Nur das Blut des Frevlers löscht diesen Schandfleck aus. Wir bringen Dir den Verbrecher todt oder lebendig, und hiezu sind unserer Sieben genug. Weder das schäumende Meer, noch die Festung, noch die geharnischte Leibwache soll uns zurückhalten. Jene sind nur Nan-Bani (Pöbel aus Süden *), wir aber aus dem göttlichen Geschlechte der Ni fon Sin (Menschen aus der Welt unter der Sonne)."

*) Da die Holländer aus Batavia nach Japan kommen.

Das ungestüme Wiederholen ihres Gesuchs erzwang die Erlaubniß des Fürsten, und die kluge Kühnheit gewährte ihnen einen glücklichen Ausgang. Sie langten auf Formosa an, wurden zu dem Gouverneur Peter Nuits zugelassen, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen, zogen aber sofort ihre Säbel, und führten zum Erstaunen der Holländer, unter Bedrohen den Greis bei irgend einer Widersetzung sofort niederzustoßen, ihn mitten durch seine eigene Leibwache ans Schiff, und opferten ihn sofort ihrer Rache auf.

Die Annalen des Reichs erwähnen zweier großen Heerzüge der Tartaren gegen Japan. Der erste, unter dem Kaiser Kwan Nu, 782 vor unserer Zeitrechnung. Sie fielen mit ungeheurer Macht dort ein, und obgleich vielmals geschlagen, wurden sie stets durch neue tatarische Truppen verstärkt. Neun Jahr dauerte anfangs der Kampf, bevor der große japanische Feldherr Tamabas gegen sie gesandt ward, und sie zurücktrieb. Indeß setzten die mächtigen Feinde den Krieg dennoch fort, und nur erst nach andern 9 Jahren endigte er glorreich für die Japaner. Der Tartarfürst und sein Heer ward erschlagen.

Ein zweiter Zug der Tartaren im Jahre 1281 war eben so furchtbar, als fruchtlos. Zweihundert und vierzigtausend Tartarn überfielen das Land, aber Japan blieb ununterjocht. Auch ist Anfeurung zum Muth, zur Verachtung des Todes, ja, zum Selbstmord, ein Hauptgegenstand bei der Erziehung ihrer Jugend. Kämpfer war Zeuge, wie die Lehrer den Schulknaben die Großthaten der Vorfahren erzählten, und wie sie die letzten Briefe der Helden und Selbstmörder zur Uebung schreiben ließen. Selbstmord ist nämlich bei dem Japaner das Wesentliche der Duelle. Ihre Ausfoderung verlangt, daß beide Duellanten sich lebendig den Bauch aufreißen, und sie wetteifern hierin, einer dem andern zuvorzukommen.

Zwei Edelleute begegneten einander auf der Treppe des kaiserlichen Pallasts, und ihre Säbel stießen zufällig an einander. Derjenige, der herab kam, sah dies als eine Beleidigung an, so sehr auch der Hinansteigende, welcher eine Schüssel auf die Tafel des Kaisers auftragen mußte, alles auf den Zufall schob: indeß, setzte dieser zuletzt hinzu, mein Säbel ist wohl so gut, wie der Ihrige. Ich werde Ihnen, antwortete der andere, aber sogleich den Unterschied unter unsern beiden Säbeln darthun, zog dann sofort den Säbel, und riß sich damit den Bauch auf. Stillschweigend entfernte sich sein Gegner eiligst, kehrte, nachdem er beim Kaiser seinen Dienst verrichtet hatte, so schnell als möglich zu dem tödtlich Verwundeten zurück, freuete sich, ihn noch lebend, wenn gleich mit dem Tode ringend, vorzufinden, und indem er sich entschuldigte, daß der Dienst des Kaisers ihn gezwungen habe, sich zuvorkommen zu lassen, bewies er ihm,

daß sein Säbel eben so viel werth sey, schnitt sich ebenfalls den Bauch auf, und fiel todt zur Erde.

Wahnsinnig ist freilich dieses Benehmen. Wie kann dadurch der Werth oder Unwerth eines Menschen dargethan werden, daß er sich freiwillig dem Tode hingibt? und wie häufig verliert hiebei gerade der Unschuldige sein Leben, weil sein Gegner, oft ein niedriger Bösewicht, besser zu hauen, oder in Europa zu schießen, verstand?

Wenn Ehre nur auf dem Werth des Menschen für die Societät beruhet, was ist der ihr werth, der sich ihr um einer persönlichen Beleidigung willen sofort auf immer entziehet, vielleicht nicht bloß seine eigene Familie verwaiset zurückläßt, sondern den Staat selbst, wenn er anders ein Mann von Einfluß und Talenten war!

Und dies nur allein, um seine Herzhaftigkeit, seine Verachtung des Todes zu beweisen! Hat er dies denn nicht mit jedem verworfenen Spitzbuben, mit jedem Straßenräuber, so wie mit jedem elenden Menschen gemein, der sein Leben an jeden sogenannten Helden für einige Groschen täglich verhandelt? Daher ist jeder Zweikampf, sey es in Europa, oder in Japan, sträflicher Unsinn. Der Mensch, er trete in Familienverbindung, oder selbst nur in die bürgerliche Gesellschaft ein, gehört von diesem Augenblicke nicht mehr sich allein an, wenn anders beide ihn nicht durchaus von sich ausschließen, oder er beiden zur Last fiele. Ist aber sein Einfluß auf das Wohl des Staats, auf eine große Zahl seiner Mitmenschen von Bedeutung, oder gar durch seltne Talente von höchster Wichtigkeit, dann ist er fast unbestimmbar sträflich, sich um individueller Beleidigung willen dem Tode Preis zu geben, und hiedurch den Staat, oder eine große Familie aus Selbstigkeit so unersetzlich zu bestehlen!

Verehrungswürdig sind die Namen Pitt und Canning, allein ihr Zweikampf war ein hohes criminelles Staatsverbrechen. Ein französischer Heerführer aus den Zeiten der alten Monarchie, ward von einem andern zum Zweikampf gefordert, gerade als eine Schlacht bevorstand. Jetzt, antwortete er, mein Herr, haben wir beide höhere Pflichten; das Vaterland fordert jetzt Vertheidigung. Behalte ich in der Schlacht mein Leben, dann erst stehe ich zur Vertheidigung meiner selbst Ihnen zu Dienste.

Dies war die Sprache eines Mannes von Grundsätzen, Heldenmuth und Pflichtgefühl, wenn gleich auch er nicht im Stande war, dem Wahnsinn der Gewohnheit völlig entgegen zu handeln. Trefflich hat der große Sully, sicher ein Mann vom höchsten Ehrgefühl und Muth, gegen die Unvernunft des Zweikampfs geeifert, und Gustav Adolph, dieses Muster wahrer Helden, zeigte ein Mittel an gegen den Zweikampf, welches man in allen Staaten nachahmen sollte.

Zwei seiner Generale erbaten sich von ihm die Erlaubniß zum Duell auf Leben und Tod. Gustav gestand sie ihnen zu, mit dem

Versprechen, ihren Zweikampf durch seine Gegenwart zu beehren. Hocherfreut über diese seltne Auszeichnung, ordneten sie alles auf das stattlichste zu dem Todesfeste an. Die gesammte Generalität, ja, das ganze Corps der Offiziere, ward eingeladen. Sie bildeten zur anberaumten Zeit einen weiten feierlichen Cirkel, in dessen Mitte die beiden Streiter sehnsuchtsvoll den Monarchen erwarteten. Er kam, aber hinter ihm der Profoß. Kaum im Kreise angelangt, umfaßten beide Generale ihm dankbar das Knie, für die gegebene Erlaubniß, und für die Ehre seiner Gegenwart, mit der Bitte, ihren Blutkampf anheben zu dürfen.

Ich bewillige sie Ihnen, sagte Gustav, dir aber, indem er sich gegen den Profoß wandte, befehle ich, dem Sieger sofort den Kopf vor die Füße zu legen.

Gelähmt war jetzt aller Muth, beide stürzten zu den Füßen des Monarchen, und entsagten ihrer Fehde. „Sie sind, sagte Gustav, beide tapfere, achtungswürdige Männer; ich und der Staat bedürfen Ihrer, es war daher in dieser Zeit der Noth ein schweres Staatsverbrechen, einen solchen Raub begehen zu wollen. Weit edler ist es, eine Privatbeleidigung zu verzeihen, als seinen Muth in gewöhnlicher Rachsucht zu vergeuden.“ So geschah eine ehrenvolle Aussöhnung, und zwei würdige Menschen blieben der Societät.

Der Muth der Japaner zeigt sich aber nicht bloß bei wahnsinnigen Zweikämpfen, mehrmals hatte er, den Zeugnissen der Missionarien zufolge, die edelsten Triebe zur Grundlage. Folgender Zug kindlicher Liebe ist erschütternd.

Eine Witwe, Mutter von dreien Söhnen, lebte in großer Dürftigkeit. Die Handarbeit ihrer Kinder reichte nicht zur Erhaltung der Familie hin. Gerade in dieser traurigen Lage ward ein Dekret der Regierung bekannt gemacht, das jedem, der einen Dieb in die Hände der Gerechtigkeit lieferte, eine ansehnliche Belohnung verhieß. Die Söhne der Witwe kamen ohne Wissen der Mutter mit einander dahin überein, daß, zum Erhalten der Mutter, einer von ihnen sich als Missethäter aufopfern, die beiden übrigen aber die Rolle der Angeber übernehmen sollten; das Loos sollte den (vorgegebenen) Dieb entscheiden. Der jüngste, denn ihn traf das harte Schicksal, ward von seinen Brüdern zum Richter geführt. Der Beklagte gestand sofort sein Verbrechen und ward in ein hartes Gefängniß geworfen, den Anklägern zahlte man dagegen die von der Regierung versprochene Summe aus. Die Stimme der Natur erwachte aber laut bei den Brüdern. Durch Bitten und Bestechung erhielten sie die Erlaubniß den vermeinten Missethäter besuchen zu dürfen. Bei seinem Anblick ließen sie, ihrer Meinung nach, unbelauscht, ihren Gefühlen und Thränen freien Lauf. Der Kerkermeister sah indeß im Verborgenen das sonderbare Spiel,

dieses laute Jammern, mit Bewunderung, und schlich, als sie den Kerker verließen, ihnen bis zu ihrer Wohnung nach. Wie hoch stieg nun hier sein Erstaunen, als er hörte, wie die unglückliche Mutter beim Bericht der beiden übrigen Söhne das Blutgeld mit dem heftigsten Schmerz von sich warf: „lieber will ich den Hungertod sterben, rief sie, als durch das unschuldige Blut meines Sohnes mein Leben erhalten."

Tief gerührt von dieser erschütternden Scene, eilte der Kerkermeister zum Richter. Auch ihn durchdrang Bewunderung und Mitleid. Der Gefangene ward sogleich vor ihn gebracht, und von neuem verhört. Standhaft blieb er bei seiner ersten Aussage, aber bald überzeugte ihn der Richter, er kenne das ganze Geheimniß. Die beiden Brüder wurden herbeigeholt, die Sache völlig ins Licht gesetzt, und unter reichem Lobe ihrer erhabenen Kindesliebe ihnen Belohnung versprochen. Der Richter berichtete diese edle That dem Kaiser. Dieser setzte dem jüngsten Bruder ein Jahrgeld von 1500, jedem der beiden übrigen aber 500 Thaler auf Zeitlebens aus.

Diese Selbstaufopferung bleibt in Japan nicht auf den Mann beschränkt. Unter mehreren edlen Thaten des Weibes mag folgende hier noch eine Stelle finden; für die Nachahmung in Europa sorgen unsere heutigen Erziehungsanstalten!

Ein Edelmann aus Fingo war so glücklich, von seiner Frau, einer seltenen Schönheit, innigst geliebt zu werden. Der Kaiser wünschte sie selbst zu besitzen. Er beging deshalb das todeswürdige Verbrechen, den Mann hinrichten zu lassen und befahl darauf, die Witwe in den Pallast zu bringen. Sie lehnte die Gnade des Tyrannen nicht von sich, nur bat sie um eine Frist von dreißig Tagen; sie wollte darin den Verstorbenen beweinen. Am Ende dieser Zeit gab sie ihrer gesammten Anverwandtschaft ein Fest, welches der Kaiser selbst mit seiner Gegenwart beehrte. Nach aufgehobener Tafel trat die Traurende auf den hohen Balkon vor ihrem Hause, und, indem sie sich stellte, als wolle sie weit umher sehen, endigte sie durch einen kühnen Sturz in Gegenwart des Kaisers ihren Schmerz und ihr Leben.

Freundschaft, Gerechtigkeitsliebe und Redlichkeit im Handel, gestehen ihnen sowohl die Missionaren, als selbst die Holländer zu, und Thunberg versichert, daß man schwerlich ein Land findet, in welchem so wenig Diebstähle begangen würden, als in Japan. Von jenen niedrigen Betrügereien, die sich die Chinesen, wie wir sahen, bei jeder Gelegenheit, nicht bloß gegen die Fremden, sondern selbst gegen ihre eigene Landsleute, so empörend zu Schulden kommen ließen, lieset man nirgends einige Anzeigen. Nur gesteht Thunberg, daß zu Zeiten japanische Bedienten bei der holländischen Gesandtschaft Kleinigkeiten entwendeten, und unter welcher Nation der Erde könnte dergleichen auch wohl ganz und gar zu vermeiden seyn?

Schlimmer ist es freilich, was Kämpfer in seinem Bericht über die Verfassung der Holländer in Japan behauptet. „Kein Japaner, sagt er, der es mit den Holländern aufrichtig meint, wird für einen Bidermann gehalten, ja, sie glauben, daß gute Gesinnungen gegen die Holländer mit dem gemeinen Besten des Reichs, mit den Grudsätzen des kaiserlichen Hofes, und auch mit der Pflicht gegen die Götter und dem Gewissen streite. Ja, sie setzen sogar fest, daß ein wahrer Freund der Ausländer ein Feind der Nation, und Rebell gegen den Kaiser sey. Daher wird es für etwas sehr Löbliches, und Beweis ächter patriotischer Gesinnung gehalten, wenn jemand einen Holländer im Preise übersetzt, und, wenn es nur ohne Kränkung ihrer zärtlichen Sorge für ihren guten Namen geschehen kann, betrügt, täuscht, und neue Mittel in Vorschlag bringt, den Zustand der Fremden zu verschlimmern.“

So schlecht dies nun auch an sich selbst ist, so liegt hier doch ein ganz verschiedener Trieb zum Grunde, als bei dem Chinesen. Bei diesem war allgemeiner Betrug, sey es gegen Aus = oder Einländer, allgemeines Unterdrücken, selbst der eigenen Landsleute, an der Tagesordnung. Der Japaner haßt hingegen den Ausländer, den Portugiesen, wohl nicht ohne Grund, und er verachtet den Holländer, weil er seine eigene Religionsverwandte aus Japan vertreiben half, und noch jetzt das Symbol seiner Religion mit Füßen tritt, oder wenigstens vormals sich hiedurch entehrte.

Gleich vortheilhaft zeichnet sich der Japaner von jenem Bewohner des festen Landes durch seine an edle Wißbegierde angränzende Neugierde aus. Man lese nur, wie nicht blos Astronomen und Aerzte sich zu Thunberg drängten, und ihn mit Fragen überhäuften; selbst mehrere angesehene Handelsleute, ja, sogar einige der Großen unterhielten sich mit ihm aus wirklicher Lehrbegierde. Ihre Fragen betrafen hauptsächlich Gegenstände aus der Mathematik, Geographie, Physik, Naturgeschichte und Medicin. Statt daß die Aerzte in China sich weit über den Arzt der englischen Gesandtschaft erhaben dünkten, suchten die vornehmsten kaiserlichen Aerzte der Hauptstadt Jedo sich von Thunberg belehren zu lassen. Sie brachten ihm Geschenke für seinen Unterricht. Er hinterließ dort einige Schüler, welche sich sogar ein Zeugniß von ihm über ihre Fortschritte in unsrer Arzneikunde erbaten, und auch nach seiner Abreise unterhielten sowohl sie, als einige Dollmetscher einen Briefwechsel mit diesem gelehrten Schweden, sandten ihm auch den Saamen von mehreren Pflanzen für den botanischen Garten von Upsal.

Hier ist mithin eine Nation, die doch das Verdienst des Auslandes anerkennt, und zu schätzen versteht, die sich ihre eigenen Mängel nicht aus thörichtem Stolze verhehlt, und die also,

wo möglich, sich selbst weiter auszubilden, zu vervollkommnen strebt.

Auch in Ansehung der Reinlichkeit übertreffen sie die Chinesen sehr weit. Sehen sie sich gleich wegen der Dürftigkeit, oder wohl noch mehr wegen wirklichem Mangel an Boden in ihrer gebirgigten Insel genöthigt, jeden Fleck Landes auf das höchste zu benutzen, und daher ebenfalls jene dem Europäer so widrige Düngersammlungen anzustellen, so wendet dagegen der Japaner viel auf die Reinhaltung seines eigenen Körpers. Sie waschen und baden sich an jedem Tage, halten auch hiezu eigene warme Bäder in ihren Häusern, und für wenig Geld kann auch der Reisende damit bedient werden.

Diese Reinlichkeit erstreckt sich ebenfalls auf ihre Wohnungen, ihr Hausgeräth und ihre Speisen. Wie wenig dies alles bei den Chinesen der Fall war, zeigte sich selbst bei den Großen dieser Nation.

Nun zur Kehrseite der Medaille, zu den widrigen Falten im Charakter der Japaner.

Mit mehreren Völkern Asiens haben sie die thörichte Idee gemein, sich eines göttlichen Ursprungs zu rühmen. Sie wollen von keiner andern Nation entsprungen seyn. Die Götter ihres eigenen Landes, welche lange dort regierten, waren von zweierlei Natur. Die erstern ganz geistig, die zweiten aber irdischer Natur, oder göttliche Menschen, und diese erzeugten zuletzt den heutigen Stamm der Japaner.

Ist dies nun gleich lächerliche Tradition, so scheint dennoch Kämpfer auf der andern Seite Recht zu haben, wenn er nicht zugeben will, die Japaner von den Chinesen abstammen zu lassen; sowohl ihr Aeußeres, noch weit mehr aber ihre Denkart ist von jener feigern und im Ganzen schlechtern Nation beträchtlich verschieden. Wir werden bald eine Nation kennen lernen, welche die meiste Aehnlichkeit mit den Japanern zeigt, und ebenfalls über den Chinesen erhaben ist.

Stehe es indeß mit diesem Ursprunge, wie es wolle, die Japaner haben stets ein größeres Recht auf sich selbst groß zu thun, als jene Continentalbewohner. Schon zuvor ist bemerkt worden, daß sie von keiner Nation unterjocht wurden, vielmehr hat das gegenüberliegende Land von Korea vor ihnen gezittert. Japan genießt zugleich des großen Vortheils, durch seine Naturprodukte und seinen Kunstfleiß sich selbst zu genügen. Es sieht daher nicht bloß auf die zu ihm kommenden Europäer als auf gewinnsüchtige Trödler herab, sondern die Chinesen, obgleich ihm so nahe und zugleich als ein Volk von großem Umfang und Macht hinreichend bekannt, werden noch schimpflicher behandelt.

Jener niedrige Geist des Wuchers und kleinlichen Spekulanten ist den Japanern, so weit wir sie kennen, eben so wenig eigen gewesen, als der Geiz. Im Gegentheil gestehen ihnen selbst

ihre Gegner vielmehr Verachtung jedes schlechten Mittels sich zu bereichern zu. Dafür ist ihnen aber Sparsamkeit und Häuslichkeit eigen. Sogar der Hof liebt die Verschwendung nicht; bei jedem Stande zeigt sich Mäßigkeit, und im Ganzen finden sich nur wenige Bettler.

Der ihnen angeborne Stolz führt aber zugleich eine gefährlichere Neigung, die Rachsucht herbei. Der Japaner verschmerzt nie eine ihm angethane Beleidigung. Zwar wird er, selbst bei den härtesten Worten, welche man gegen ihn ausstößt, höchstens seine Verwunderung darüber durch ein langsam ausgesprochenes å, å andeuten, ohne dem Gegner unhöflich zu entgegnen. Allein der Groll haftet bei ihm auf immer im Herzen, man mag die Beleidigung durch Worte, oder durch die That wieder auszugleichen suchen; mit verbissenem Schmerz harret er auf die erste Gelegenheit Rache zu nehmen.

Andere dieser nachstehenden Eigenheiten des Charakters sind Kälte und Härte, besonders gegen den Ausländer, und endlich Argwohn. Wir werden weiterhin der Christenverfolgung erwähnen, und sodann einige traurige Beweise hievon beizubringen Gelegenheit haben.

Zuletzt verdient die Liebe zur Ausschweifung, und die Schamlosigkeit selbst des andern Geschlechts geahndet zu werden. Ansehnliche Dörfer haben eben sowohl öffentliche Häuser der Liederlichkeit, als die Städte, und in den Bädern entkleidet sich das Frauenzimmer ohne besondere Vorsicht, selbst wenn es fast gewiß ist, sogar von den Fremden, von den Holländern gesehen zu werden.

In Japan scheint man die Befriedigung des Geschlechtstriebes, gleich der Nahrung, unter die unumgänglichen Bedürfnisse des Lebens zu rechnen. Bei der unerhörten Strenge, mit der die dortigen Gesetze jedem Japanesen allen Umgang mit den Holländern, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Regierung, verbieten, wird dennoch fortdauernd den öffentlichen Mädchen der Zugang zu der Wohnung der Holländer als specielle Ausnahme von diesem Gesetz erlaubt.

Die Talente dieser Insulaner werden sich am deutlichsten nachmals bei der Auseinandersetzung ihrer Kultur und Industrie ergeben. Selbst bei ihren gesellschaftlichen Einrichtungen, so widrig uns Europäern vieles davon scheinen muß, wird man ihnen Verständigkeit nicht absprechen.

Jetzt zuerst ihre Lebensart, Sitten und Gewohnheiten, worauf dann eine kurze Darstellung der Regierungsform und der Religion folgen mag.

Das milde Klima hat auch auf Japan die Art der Kleidung bestimmt. Beide Geschlechter tragen in jedem Alter ein weites Gewand, mit langen weiten Aermeln, eine Art von Schlafrock. Die

Holländer nennen daher den Schlafrock Japon. Hauptsächlich durch die Länge unterscheidet man die Frau vom Manne; bei ersterer reicht dieses Kleid bis auf die Zehen, beim Manne nur über die Wade. Der Arbeitsmann, der Soldat und der Reisende trägt es noch kürzer. Auch ist der Stoff des männlichen Gewands nur einfarbig, beim Frauenzimmer geblümt, oft mit goldnen Figuren durchwirkt. Die Jahreszeit sagt es den Japanern an, von welchem Zeuge, und wieviel solcher Schlafröcke sie übereinander tragen sollen. Im Winter werden sie mit Watten gefüttert, und das Frauenzimmer trägt selbst mehr als dreißig übereinander, freilich von so dünnem seidnen Gewebe, daß das Ganze kaum 5 Pfund wiegt; das unterste, gewöhnlich einfarbig, weiß oder blau, dient statt des Hemdes. Ein Gürtel um die Hüften gibt dem Gewande Haltung. Dieser ist beim andern Geschlecht beträchtlich breiter, und hängt mit einer ansehnlichen Schleife herab; bei der Ehefrau ist sie hinten, bei dem Mädchen vorne geschürzt.

Der Gürtel ist bei den Männern der Halter des Säbels, der Tabackspfeife und des Beutels, des Fächers und der Arzneidose. Der Hals wird offen getragen, und die langen weiten Aermel sind unterwärts halb zusammen genäht; hiedurch bildet sich ein Beutel, in welchem man, wie in einer Tasche, Kleinigkeiten, und bei kaltem Wetter die Hände verbirgt.

Auf Reisen tragen die Vermögendern einen Mantel von dickem geölten Papier; die Aermern statt dessen eine Strohmatte. Der vornehme Japaner läßt auf das Obergewand, auf die Aermel oder zwischen die Schultern sein Wappen setzen; es gewährt daher einen sonderbaren Anblick, wenn man bei einer großen Zusammenkunft so viele Wappen auf einmal durch einander sieht.

Bei harter Arbeit geht der Arbeitsmann oft bis auf einen breiten Gürtel nackt. Mannspersonen der höhern Stände werfen einen Talar über das Kleid.

Den Untertheil des Leibes bedecken weite Hosen, welche über den Fuß hinabreichen; dagegen kennt man hier keine Strümpfe, und die Schuhe, vielmehr Pantoffeln, bestehen bei Aermern nur aus Reisstroh, bei den Reichen aus dünn geschlitztem Rohr. Ein Bügel, der mit Leinwand gefüttert ist, queer über den Spann befestigt diese Socken. Sie sind dann eben so wohlfeil als vergänglich; ein Paar kostet nur einige Kupferpfennige. Arbeitsleute tragen auch Holzschuhe, ja, nur ein in der Mitte ausgerundetes, unten breites, festgebundenes Holz.

Der Kopf bleibt bei beiden Geschlechtern unbedeckt. Höchstens auf Reisen und im Winter bei strenger Kälte sieht man kleine leichte Hüte. Dagegen ist der Gebrauch der Sonnen- und Regenschirme, so wie der Fächer, allgemein.

Nach den Jahren der Mannbarkeit scheeren die Männer den Kopf; nur an den Schläfen und im Nacken fassen sie das Haar,

reiben es mit Oel und einer starken Pomade ein, streichen es aufwärts, und binden es oben auf dem Kopfe mit einem Papierfaden in einen schmalen Zopf zusammen. Nur die Priester und Aerzte machen hievon eine Ausnahme; denn diese tragen den ganzen Kopf kahl geschoren; die Wundärzte lassen das Haar stehen. Die Toilette des Kopfs, sagt v. Krusenstern, muß den Japanern viel Zeit kosten, da sie ihn nicht nur ölen und kämmen, sondern ihn auch täglich rasiren.

Den Bart reissen sie vermittelst einer Haarzange aus.

Das weibliche Geschlecht behält das Haar in jedem Alter; nur bei geschiedenen Frauen ist der Kopf geschoren. Sie winden das Haar wohl durchgerieben mit Oel, auf dem Scheitel zusammen, und befestigen es mit einer Haarnadel.

Aeltern Nachrichten zufolge trug vornehmes Frauenzimmer das Haar in lange Zöpfe geflochten; auch schmückten sie sich mit kostbaren Haarnadeln. Thunberg erwähnt hievon nichts, auch leugnet er, daß sie außer Blumen und Zierrath von Schildkröt einen Kopfputz tragen, selbst kein Geschmeide in den Ohren.

Die Ehefrauen unterschieden sich von den Unverheiratheten nur dadurch, daß das Haar auf den Seiten flügelförmig hervorgezogen war. Ein anderes sehr übelstehendes Unterscheidungszeichen der Frauen besteht darin, daß sie sich alle Haare der Augenbraunen ausreissen. Thunberg fand dieß sehr unangenehm. Ein drittes, sicher noch weit widrigeres, sind indeß die durch Kunst geschwärzten Zähne. Selbst wenn ein Mädchen nur verlobt ist, beizet es die Zähne mit einer häßlich riechenden tief einfressenden Materie aus Eisenfeil, Sakki (Reißbranntewein) und Urin. Hiedurch erhalten die Zähne eine glänzende, kaum durchs Schaben hinweg zu bringende Schwärze; geschieht das Färben nicht mit Vorsicht, so werden die Lefzen selbst davon dunkelblau.

Indeß wäre letzteres bei den Japanerinnen kein sehr großer Uebelstand, da ihr Schminken nur in Roth- und Bläulich- oder Violetfärben der Lippen besteht. Die Schminke wird aus dem Saflor (Carthamus tinctorius) gewonnen.

Die Baukunst ward auf Japan von der Natur des Erdbodens selbst beschränkt. Die häufigen Erdbeben erlauben nur Wohnungen von einem Stockwerke; und wenn auch Häuser von zwei Stockwerken vorkommen, so wird doch nur das untere bewohnt. Selbst die kaiserlichen Gebäude sind daher zwar weitläuftig, aber nicht hoch. Man ist hierin so aufmerksam, daß sogar die steinerne Einfassung des Pallasts in Jedo aus Quadersteinen bestand, welche nur auf einandergelegt passen, aber nicht durch Kalk zu einer an einander befestigten Mauer gebildet waren.

Die innern Abtheilungen der Häuser sind wohl aus ähnlichem Grunde nur durch leichte Bretterwände, oft lediglich durch große Wandschirme von einander getrennt. Ein Zimmer kann daher sofort vergrößert oder verkleinert werden. Die ganze Festigkeit des Gebäudes besteht in lothrechten Pfeilern, worauf das Dach ruhet, und zwischen welchen sich das äußere Gemäuer wie Fachwerk von Bambusrohr mit Mörtel beworfen findet, ohne weitere Querbalken. Ohne jene oft bewegliche Zwischenwände machte daher das ganze Haus nur einen großen Saal aus. Leisten sind an den W... den angebracht, worein dann die Rahmen der Zwischenwände ... assen. Diese Wände sind oft mit gutgemahlten dicken Papie..apeten überzogen.

Durch diese leichten Vorrichtungen ist freilich eine Wohnung so getheilt, daß man nicht sehen, aber leicht hören kann, was in den Nebenzimmern vorgeht. Die Decke der Zimmer ist getäfelt und oft bemahlt. Das Dach besteht aus Ziegeln; bei schlechten Häusern aus Schindeln, welche mit Steinen beschwert fest liegen. Es ragt stets weit über dem Hause hervor, und hat mehrmals ein kleines Dach über eine Gallerie, welche vor den Fenstern herläuft.

Die Fenster selbst haben nur leichte Rahmen zum Aus- und Einsetzen, durch Leisten in Fächer getheilt, und mit weißem Papier, das oftmals geölt ist, überzogen.

Der Fußboden ist stets mit Matten von Schilf bedeckt. Diese sind in guten Häusern mit farbigem Bande eingefaßt; im kaiserlichen Pallast waren sie von außerordentlicher Größe. Man legt deshalb gewöhnlich in den Zimmern die Schuhe ab.

So wie bei den Chinesen sind die besten Zimmer, welche die Herrschaft bewohnt, nach hinten gelegen; vorne gegen die Straße die Läden, Küche u. d. Da sich in letzterer nur eine Vertiefung statt des Heerdes, so wie auch kein eigentlicher Schornstein, sondern nur eine Oeffnung im Dache befindet, so schwärzt der Rauch das Haus; die Papierwände und die Tapeten werden deshalb oftmals verändert. Erwärmt werden die Zimmer selbst ebenfalls nur durch kupferne Kohlenbecken.

Fast alle Häuser haben ein eigenes Badezimmer; es liegt nach dem Hofe hin. In bessern Häusern, in welchen eigene Zimmer für die Fremden sind, findet sich auch für diese eine besondere Badestube. Auch ist ein kleines Gebäude für das geheime Gemach; durch beide letztere Einrichtungen zeichnen sich die Japanesen sehr von den unreinlichen Chinesen aus.

Der Hausrath ist fast noch einfacher, als die Zimmer selbst. Man kennt weder Stühle, noch Commoden, Sofa's, Tische, Spiegel, kurz, fast keine Meublen. Ihre Matten dienen zum Sitzen und Schlafen, auf diese wird höchstens eine weiche mit Baumwolle ausgestopfte Matratze gelegt, ein länglichtes lakir-

tes Stück Holz dient statt Kopfkissen, und der weite Oberrock zur Decke.

Frühmorgens ist daher der Japaner sogleich angezogen; er wirft nur den Talar über, und umgürtet ihn.

Indeß bedienen sie sich bei der Toilette dennoch metallener Spiegel; auch sieht man hiebei kleine lakirte Schränke, etwa ½ Elle hoch und ¼ Elle breit mit mehreren Schubladen. Oft haben diese wegen des trefflichen Laks einen übermäßigen Preis. Dem holländischen Gesandten ward einer dergleichen für 420 Thaler angeboten. Er war von sogenannter alter Lakirung, welche die heutige weit übertrifft. (Thunberg.)

Dergleichen Stücke gehören zu den, fast in jedem guten Hause sich findenden sogenannten Miseratsien, d. i. bewunderns-würdigen Stücken, welche für die Gäste zum Zeitvertreib aufgestellt werden. Oft bestehen sie auch nur in sonderbaren oder seltenen Naturprodukten, z. B. sehr schönfarbigen Holzwurzeln, seltnen Muscheln, vorzüglichen Stickereien oder schöngeschriebenen Denksprüchen.

Die nächtliche Erleuchtung der Zimmer geschieht entweder durch Lampen, oder durch Lichter.

Selbst die Prachtgebäude, die Palläste und Tempel, haben fast einerlei Bauart mit den gewöhnlichen Häusern; hauptsächlich die Größe unterscheidet sie, und eine eigene Art von Thürmen, womit die Dächer geziert sind. Die Palläste der Großen in Jedo, der Hauptstadt des Reichs, waren doch ohne Thürme, hatten nur ein Stockwerk, das in verschiedene prächtige Zimmer getheilt war, doch zeichneten sie sich durch große Thore aus, und durch mehrere Stufen vor dem Eintritt in den Pallast.

Kämpfer hat uns unter mehreren Tempeln auch den Tempel Kiamitz mit einem hohen Thurme von sieben Dächern kennen gelehrt, und sowohl dieser berühmte Reisende, als sein ihm würdiger Nachfolger Thunberg, geben eine ziemlich umständliche Beschreibung des großen Tempels Daibud in der Nachbarschaft von Miaco, der Residenz des Dairi oder des Papstes von Japan.

Die Mönche hatten in seiner Nähe künstliche Teiche angelegt, worin schwarze Schildkröten zu ihrem Vergnügen ernährt wurden.

Der Tempel selbst ruhet auf 96 Säulen und hat mehrere schmale, jedoch hohe Eingänge. Das Gebäude besteht gleichsam aus zwei Stockwerken, die in einander laufen; es hat daher ein gedoppeltes Dach, das denn weit hervorspringt. Der Fußboden ist mit viereckigten Marmorplatten belegt. Schade, daß diesem großen prächtigen (?) Gebäude hinreichendes Licht fehlt. Das Bild des Gottes steht beinahe in der Mitte. Sein Anblick erregt zugleich Entsetzen und Ehrfurcht; Entsetzen, durch seine Größe, die schwerlich in der Welt ihres Gleichen hat; Ehrfurcht, in Ansehung der Betrachtungen, die man dabei anzustellen

Gelegenheit bekommt (?). Die Figur ist sitzend, und zwar auf indianische Art die Füße kreuzweise nach vorne gelegt. Die Statüe steht etwa ein Klafter hoch von der Erde und ist vergoldet. Die Ohren sind lang, das Haar gekräuselt, die Schultern nackt, der Leib mit einem Schleier bedeckt, die rechte Hand aufgehoben, die Linke mit der Seite gegen den Unterleib anliegend. Die Möglichkeit der Größe kann man sich nicht vorstellen, ohne es zu sehen. Auf der flachen Hand können, wenn die Dollmetscher die genaue Wahrheit berichten, sechs große Personen, auf japanische Art die Fersen unter das Gefäß geschlagen, geräumig sitzen.

Die Figur scheint indeß ziemlich proportionirt, ob sie gleich so breit ist, daß die Schultern von einem Pfeiler zum andern reichen, die dem Augenmaaße zufolge fünfzehn bis sechzehn Ellen von einander entfernt sind. Das Götzenbild sowohl, als die ihm zugethane Secte leitet man aus Indien her. Die Kenntniß desselben ist vermuthlich aus Siam, China, oder einem andern Lande Ostindiens in jenen Zeiten hieher gekommen, da nicht nur Fremde in Japan, sondern auch die Japaner mit eigenen Schiffen in andern Ländern freien Handel treiben durften. (Thunberg.)

Alle Städte haben Thore. Residenzen eines Fürsten sind nicht nur mit Wällen und Gräben umgeben; sie werden auch durch eine Festung mit Thürmen beschützt.

So große Unternehmungen, als China in Rücksicht öffentlicher Werke, z. B. Kanäle und Mauern, aufzuweisen hatte, sieht man hier nicht. Die Brücken sind indeß oftmals sehr ansehnlich. Die Brücke, welche bei Osacca über den Jedogawa geschlagen ist, hält über 50 Klaftern, und besteht gänzlich aus Cedernholz. Noch ansehnlicher ist die weiter gegen Jedo hin, unweit Tsetta. Thunberg gibt ihr 350 Schritte, und da, wie Kämpfer sagt, alle dortige Brücken zu beiden Seiten des Flusses zwei Klafter über das Land hinausreichen, so werden sie hiedurch noch ansehnlicher.

Die Dörfer unterscheiden sich dadurch von den Städten, daß sie offen sind, und nur eine einzige Straße ausmachen. Diese ist aber oftmals mehrere Stunden lang. Jedem Hause zur Seite steht ein eignes Gefäß zur Auffammlung des menschlichen Unraths; denn so wie in China wird dieser mit größter Sorgfalt zur Düngung der Aecker aufbewahrt; schätzbar für den Landbau, aber schrecklich für den reisenden Ausländer, dessen Geruchsnerven noch einiges Gefühl haben!

Die Kultur mehrerer Getreidearten und anderer Pflanzen ist nämlich fast das Einzige, wodurch sich hier der Mensch erhält. Der Chinese hatte wenigstens noch zwei Arten von Thieren, welche ihm ebenfalls zu einem Hauptnahrungsmittel dienten, das Schwein, den Hund und die Ente. Allein der Japaner hält

zwar Hühner und Enten, jedoch ohne sie als wichtig anzusehen; von großem Vieh kommt wenig, so wie von Schaafen und Ziegen fast nichts vor. Die vierfüßigen Thiere sind ihm in dieser Rücksicht nur von sehr geringem Werth. Außer der Fischerei ist er daher fast gänzlich auf Vegetabilien beschränkt.

Letztere sind indeß beträchtlich. Wir sahen zuvor, daß die Wallfische selbst zu den Nahrungsmitteln gehörten, so wie ebenfalls der Riesenkieferfuß (Monocul) und die meisten bekannten Schleimthiere.

Man räuchert mehrere Lachsarten. Die holländische Gesandtschaft machte deshalb in einigen Seestädten beträchtliche Bestellungen.

Ueberhaupt genießt der Japaner nichts häufiger und lieber, als Fische. Daher die ansehnlichen Fischereien bei der insularischen Lage. Man sieht eine unglaubliche Menge Fischer täglich auslaufen. An dunkeln Herbst- und Winterabenden brennen sie Fackeln und andere stark scheinende Lichter auf ihren Böten, die über eine Meile weit von der Stadt gesehen werden, und einen ungemein schönen Anblick gewähren. (Thunberg.)

Der Landbau bleibt indeß auch hier die Hauptnahrungsquelle, und er wird mit eben so großer Sorgfältigkeit, mit fast noch bewunderungswürdigerer Anstrengung, als in China, betrieben. Jedes Fleckchen Erde, sey es selbst auf steilen Anhöhen, macht der Japaner, wie der Chinese, durch mühsam hinaufgeschleppten Dünger nutzbar, und die Bewässerung wird mit vieler Kunst auf die Höhen geleitet. Kein geiziger Wucherer hegt den kleinsten Silber- oder Kupferpfennig ängstlicher, als der Japaner jeden menschlichen Auswurf, und mit eben so erstaunlicher Arbeitsamkeit wird jedes Gräschen oder sonstige Unkraut ausgerauft. Vergebens hoffte Thunberg einige neue Pflanzen von den Ackerfeldern seiner botanischen Mappe einverleiben zu können; er fand die Felder durchaus leer von fremden nutzlosen Vegetabilien. Der Reis ist, wie gesagt, auch hier der wichtigste Gegenstand, und man bauet den Buchweizen, so wie die übrigen Getreidearten Europens sehr viel minder.

Hecken, oder sonstige Befriedigungen kennt man nicht; sie nähmen schon einen Theil des benutzbaren Landes hinweg; da ferner kein Vieh, außer in Ställen, gehalten wird, und die Furcht vor harten, unerläßlichen Strafen so groß ist, so bleibt alles, wenn gleich frei und offen, völlig unversehrt.

Man sieht, wie sehr hier die Benutzung des Landes noch höher getrieben ist, als selbst in China. Auch hat man wenige Beispiele von Hungersnoth, was doch in jenem großen Reiche gewöhnlich ist; dennoch ist Japan nur ein felsigtes, vom Meere tief zerschnittenes Land.

Nun dies zu dem obigen vom Landbau hinzugefügt *), gibt

*) S. 27 u. f.

einen hinreichenden Begriff von den Ernährungsmethoden dieser Insulaner.

Die Speisen der Japaner sind sehr mannigfaltig, und zum Theil auch dem Europäer nicht unangenehm.

Mehrere Früchte machen sie bald in Zucker ein, bald in gesäuerten Sakki, so, daß letztere unsern Essiggurken gleich kommen, und sich sehr lange halten. Von Mehlspeisen haben sie auch Nudeln aus Weizen, sie nennen sie Lara; sie bestehen aus Fäden, zwei Ellen lang, und sind zusammengerollt.

Von ihren Suppen und Brühen ist bereits die aus der Soja-Bohne hinreichend beschrieben *); durch sie werden die meisten ihrer Speisen pikant, auch macht sie einen Bestandtheil der gewöhnlichsten ihrer Suppen, der Misosuppen aus. Miso ist nämlich der Name des Mehls jener Sojabohne, und dieses wird sodann mit Fischen und Zwiebeln zu einer Suppe gekocht.

Unter der großen Anzahl von Fischen, welche hier gegessen werden, behauptet der Tay, den die Holländer Steinbrachsen nennen, der Sparus saxatilis, den ersten Platz, dann folgt ein sehr streifiger Barsch, ferner die Borstenflosse (Clupea Thrissa) und andere. Den hiesigen Lachs fand Thunberg an Schmackhaftigkeit nicht mit dem unsrigen zu vergleichen.

Man kocht die Fische, oder man bratet sie in Oel; denn hier kennt man weder Butter, noch Talg, noch Schmalz.

Der Nachtisch ist bei den Japanern mit köstlichen Früchten besetzt.

Gewöhnlich essen sie dreimal des Tages, Morgens um acht, Nachmittags um zwei, und Abends um acht Uhr.

Fische oder Fischsuppe macht der Regel nach den Anfang des Mahls; sie wird aus Schalen getrunken, die kleinzerschnittenen Fische aber wie in China mit Stäbchen geschickt gegessen. Ist ein Gericht verzehrt, dann wird es durch ein anderes ersetzt; das letzte Gericht wird in einem blauen Porcellan-Napf mit einem Deckel, aufgetragen. Der Bediente fällt, indem er es auf den kleinen niedrigen Tisch setzt, jedesmal auf die Knie.

Das Getränk besteht auch hier hauptsächlich aus Thee und sodann aus Sakki. Von ersterm und der Art ihn hier und in China zu genießen, ist das Wichtigste hinreichend angezeigt **).

Der Sakki ist aber ein aus dem Reis gebrauetes Bier, fast so klar, und von Farbe wie Wein; frisch gebrauet ist er weißlich, wird aber, nachdem er eine Zeit lang in hölzernen Gefäßen gelegen, sehr braun. Der Geschmack ist nicht unangenehm, aber viel genossen, ist er berauschend, und bringt Kopfweh zuwege, welches indeß schnell vorübergeht.

Die Japaner trinken, wie wir, den Wein während der Mahl-

---

*) S. 28.

**) Man sehe das vorhergehende Bändchen, S. 64 u. f.

zeit, den Sakki aber stets warm aus Theeschalen; die Holländer genießen ihn kalt vor der Mahlzeit, um zum Essen zu reizen, wie Liqueur.

Es herrscht oftmals erstaunender Luxus in einzelnen Gerichten. Kämpfer sagt uns z. B. daß ein Gericht jener Steinbrassen, des Tays, im Winter nie das Stück unter zwei alten Cobangs, also unter 10 Dukaten anzuschaffen sey. Einem Großen, der den Kaiser bewirthete, kostete ein einziges Gericht, welches nur aus ein Paar Schellfischen und zwei Steinbrassen bestand, 1250 holländische Dukaten.

So wie der Landbau, so übertrifft ebenfalls die Industrie dieser Insulaner jene der Chinesen. Diese ließen, wie wir sahen, mehrere der trefflichsten Naturprodukte unbenutzt, wohin z. B. der Kampferbaum gehörte. Nicht so der Japaner *). Er benutzt selbst den Baum, der den Chinesen den Firniß liefert, noch auf eine dort vernachlässigte Art. Aus den Saamen des Firnißbaums (Rhus vernis succedanea) preßt man in Japan ein Oel, welches an der Luft zu einer talgähnlichen Substanz erstarrt, und nun in wirklicher Lichterform gebrannt wird. Der Tocht besteht aus zusammengewickeltem Papier, und das Licht hat gerade die umgekehrte Form des unsrigen; es ist oben dicker, als unten. In den Provinzen, in welchen der Firnißbaum häufig wächst, versteht man es, diese Lichter zu einer besondern Güte zu bringen. So sind unter den Geschenken, welche der Fürst der Landschaft Jetsigo dem Kaiser jährlich überreicht, 100 solcher Lichter, so dick, wie ein Mannsarm und einen Fuß lang. Diese Ehrenlichter sind vorzüglich weiß, brennen ungemein gut, und werden nur an feierlichen Tagen im kaiserlichen Pallaste gebrannt.

Und selbst die Seidenwebereien haben den Vorzug; die japanischen Zeuge haben eine größere Gleichheit der Fäden, als die der Chinesen.

Ein ähnlicher Fall zeigt sich in Ansehung der Lakirarbeit. Auch gestehen die Chinesen den Japanern hierin den Vorzug zu. Ein unübertreffbarer Lak, der dem kochenden Wasser, jedoch wegen seiner Glasartigkeit nicht dem Stoße widersteht, überzieht in Japan mit dem lebhaftesten Glanze Scheiden, Fächer, Tassen, Schalen, Kasten, Schränke, ja sogar Thür- und Fensterpfosten.

Dennoch soll auch hier, wie in China, der alte Lak den jetzigen hinter sich zurücklassen; hier wäre mithin, wie in China, eine Lücke in der Industrie.

---

*) Man sehe S. 31.

Diese soll sich ebenfalls beim japanischen Porcellan finden; das alte wird dem neuen vorgezogen. Ueberhaupt sind die Chinesen in dieser Kunst den Japanern überlegen; das hiesige Porcellan ist dicker, gröber und von minderer Weiße; sollte es vielleicht an den Bestandtheilen selbst liegen? Denn oft kann ja eine tiefere Lage oder Schichte Erde von gröberer Natur seyn, als die vormals gegrabene, welche höher lag.

Dagegen zeichnen sich die Japaner ganz vorzüglich durch ihre Metallarbeiten aus.

Das, was man dort Sowas=Arbeit nennt, mag vielleicht zu unserm emaillirten Blech (Pontepool der Engländer) Anlaß gegeben haben. Es soll aus einem Gemisch von Golde und Kupfer, und, wie Kämpfer sagt, Silber bestehen, auf welches eine blaue oder schwarze Farbe gesetzt wird, und das einen trefflichen Glanz annimmt: dem innern Gehalte nach soll es dem feinsten Silber gleich kommen, und sowohl bei den Holländern, als bei den Chinesen ist es ein Handelsartikel, den sie mit sich nehmen.

Die Kunst dem Stahl eine unsern besten Arbeiten ähnliche Härte zu geben, hat seit Jahrhunderten den Japanischen Säbelklingen großen Ruf erworben. Man hauet, ohne der Klinge zu schaden, einen Nagel damit durch, und wie die Japaner dies leider rühmen, einen Menschen von oben bis unten auf einen Hieb.

Diese Säbel stehen in sehr hohem Preise; sie werden oft das Stück mit 50 bis 100 Thalern bezahlt, und es ist auf das strengste verboten sie auszuführen. Der Säbel macht das liebste Eigenthum des Japaners aus; die Landleute ausgenommen, trägt jeder beständig einen drei Fuß langen etwas gekrümmten Säbel, ja, angesehene Beamte tragen deren zwei, beide auf der linken Seite; der größere ist der sogenannte Amtssäbel. Das Gefäß hat eine starke runde Platte, aber keinen Bügel, und ist mit der Haut des Haifisches überzogen. Die Scheide ist von lakirtem Holze oder Chagrin. Bei dem Japaner steckt stets der Säbel im Gürtel, die Schneide oberwärts gekehrt; er trägt kein Gehenk.

Schon vorhin ist der Vorzüglichkeit des japanischen Kupfers gedacht; aber nur Thunberg hat uns zuerst belehrt, wie es dadurch, daß es in eisernen Formen in Wasser zu Stäben gegossen wird, einen so hohen Glanz erhält.

Auch darin thun sie es den Chinesen zuvor, daß sie jetzt Uhren verfertigen, und in ihren Häusern davon Gebrauch machen, und wenn sie gleich noch kein Scheibenglas zu Fenstern zu Stande gebracht haben, so dient doch bereits das japanische Glas zu Gefäßen. Ebenfalls verstehen sie das Glasschleifen, kaufen indeß bis jetzt das zu Ferngläsern nothwendige gute Glas von den Holländern.

Die übrigen Handwerker findet man hier großentheils.

Ueberhaupt ist es bereits zuvor als eine Auszeichnung dieser

Nation bemerkt worden, daß sie sich nicht, wie ihre Verwandte, die Chinesen, zu gut halten, von den Europäern etwas zu lernen. Wird daher nicht der Handel mit dem Auslande gänzlich gehemmt, so läßt es sich erwarten, daß sie auch in den Wissenschaften nach und nach weiter vorwärts schreiten. Freilich bieten die Beschränkungen des Handels hiezu bis jetzt keine großen Aussichten dar.

Der Handel der Japaner mit dem Auslande war in vormaligen Zeiten weit beträchtlicher, und auf gewisse Art Activhandel. Die Japaner schifften nämlich vormals nach China, Korea, Formosa, Siam, den Liqueischen Inseln und Java, um dort selbst gegen Landesprodukte ausländische Waaren einzutauschen. Diese Reisen sind jetzt, besonders seit der traurigen Epoche der Verjagung der Portugiesen *), bei Todesstrafe verboten.

In so fern stehen daher die Japaner selbst noch gegen die Chinesen zurück. Denn wir sahen aus dem vorigen Bändchen, daß der Chinese mehrere Theile von Asien, worunter denn auch Japan gehört, besuchen darf, mithin einigen Activhandel treibt. Den Japanesen bleibt daher nur der Binnenhandel und Passivhandel mit ein Paar Nationen Asiens und seit der Vertreibung der Portugiesen nur mit der einzigen europäischen, den Holländern, übrig. Denn anjetzt wissen wir bestimmt, daß auch der letzte Versuch Rußlands (1804), sich mit Japan in eine für beide Reiche vortheilhafte Handelsverbindung zu setzen, fehlgeschlagen ist.

Der Binnenhandel und der Umsatz mit Natur- und Fabrikprodukten aus einer Provinz zur andern muß alles Widerspruchs gescheidter Gegner ungeachtet **), im Japanischen Reiche allerdings groß seyn.

Es sind, den gültigsten Nachrichten zufolge, nicht blos einige Städte, in welchen man gleichsam einen dauernden Jahrmarkt antrifft; die Dörfer selbst zeigen einen erstaunlichen Verkehr, und zwar in mehr als einer Jahrszeit. In dem großen Dorfe Kasjinomas, welches aus drei verschiedenen Theilen besteht, fand Kämpfer auf seiner Reise von Nangasaki nach der Kaiserstadt Jedo, Manufakturen von seidenen Zeugen, Papier und Segelgarn. Auf eben dieser Tour sahen sowohl Kämpfer, als auch Thunberg, noch 85 Jahr nach jenem in dem Dorfe Swota eine so außerordentliche Fabrik von irdenen Töpfen, oder vielmehr erstaunlichen Vasen, daß Letzterer sie für die größten der ganzen Erde angibt. Sie sind von braunem Thone sehr gut gebrannt, und so groß, daß sie mehrere Eimer enthalten. Die

*) Man sehe hievon weiter unten.
**) Besonders Meiners.

Holländer kaufen jährlich eine Menge davon und führen sie nach Batavia, wo sie sehr gesucht und mit Vortheil verkauft werden, weil sich das Wasser darin besonders frisch erhält, und alle Unreinigkeiten darin niedergeschlagen werden. Auf dem Schiffe gebraucht man sie statt der Wassertonnen. In einigen Dörfern der Provinz Fisen findet man die wichtigsten Porcellanöfen, da die hiesige Erde das schönste und weißeste Porcellan liefert.

In dem unweit des großen Gebirges Fusi sehr hoch gelegenen Dorfe Faconis werden so schön lakirte Sachen verfertigt, daß die holländische Gesandtschaft bei ihrer Durchreise hievon eigene Bestellungen machte, um sie als Waare bei ihrer Rückkunft von Jedo mit sich nach Batavia zu nehmen.

Um nicht durch Wiederholung zu ermüden, sey es genug hier anzuführen, daß die meisten Dörfer, durch welche die Gesandtschaft ging, von außerordentlicher Länge, oft meilenlang, waren, so, daß mehrmals viele Meilen gleichsam eine aneinanderhangende Kette von Dörfern und Städten bildeten, und viele derselben aus 200 bis 600 Wohnhäusern bestanden. Thunberg bezeugt mehr als einmal, daß die Menge der Einwohner und die hiesige Kultur alle Beschreibung übertreffe.

Nun aber die Städte selbst, überall ein kaum begreifliches Gewühl von Menschen, unübersehbare Reihen von Kramläden!

Kokura, dessen Handel zu Kämpfers Zeiten herabgesunken war, stand zu Thunbergs Zeit wieder von neuem im höchsten Flor, wenn gleich der dortige Hafen so seicht ist, daß nur kleine Kähne landen können. Diese Stadt wird aber weit von Simonoseki, eben wegen eines ungleich bessern Hafens übertroffen. Gegen 300 Fahrzeuge fand man hier mit Ein- und Ausladen vieler Nahrungsmittel und Fabrikprodukte beschäftigt, und aus allen Theilen des Reichs sah man Kaufleute.

In Mia, obgleich nur mit einem schlechten Hafen versehen, fand Thunberg dennoch eine große Volksmenge und außerordentlichen Verkehr.

Osaka haben wir bereits kennen gelernt *). Sie wird von zwei Statthaltern regiert und ist eine von den fünf sogenannten Reichsstädten, die dem weltlichen Kaiser gehören. Thunberg sagt, sie sey für Japan das, was Paris für Europa ist. Alles, was sich der Japaner Bequemes und Schönes wünscht, liefern ihre Fabriken und Manufakturen.

Kio, gewöhnlich Miako, ist schon als Residenz des geistlichen Kaisers, des Dairi, sehr wichtig; allein sie wird noch ungleich lebhafter und volkreicher durch die große Menge der geschicktesten Künstler, angesehenen Kaufleute und reichen Privatleute, die sie in sich faßt. Hier ist nämlich einmal der Sitz der Buchdruckereien, der Gelehrten und aller Literatur, wodurch

---

*) S. 25.

der Hof des Dairi sich auszeichnet, und endlich geschieht hier die Schmelzung und Reinigung des Kupfers; auch wird alles Geld des ganzen Reichs hier gemünzt. Hiezu kommt die Menge Reisender, sowohl von Großen, als Geringen, welche diesen Ort, als den Hauptsitz der Religion, besuchen und dem Dairi ihre Ehrerbietung bezeugen.

Daß Jedo selbst, als die eigentliche Hauptstadt des ganzen Reichs, da es erstaunlich bevölkert ist, den Hof des Kaisers und die Regierungs-Departemente enthält, dabei dauernd fort die Familien der regierenden Fürsten aufbewahrt, einen ungeheuren Verkehr, große Fabrikanten und Kaufleute in sich schließt, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung *).

Die hier angezeigten gewerbreichen Dorfschaften und Städte, sind nur auf diesem einzigen Wege zur Hauptstadt gelegen. Es scheint aber unbillig mit Meiners anzunehmen, als wären nur die an dieser großen Heerstraße gelegenen Ortschaften so reich an Gewerben und an Menschen. Thunberg nahm ja eine Reiseroute, welche von der seines Vorgängers, Kämpfers, großentheils verschieden war; ja selbst Kämpfer reisete theilweise auf einem andern Wege von Jedo wieder nach Naugasaki, und dennoch bezeugen beide eben so sachkundige, als, so weit wir sie kennen, sehr wahrheitliebende Männer, daß sie überall dieselbe Betriebsamkeit, dieselbe Bevölkerung, und, wie Kämpfer sich ausdrückt, dasselbe Gewimmel von Menschen angetroffen haben.

Es verdient daher die von ihnen behauptete Stärke der Bevölkerung Japans sehr viel Achtung, selbst wenn die Bestimmungen der Population von einzelnen Städten, z. B. Miaco und Jedo, mögen übertrieben angegeben seyn. Miaco setzt Kämpfer nämlich auf 1,200,000 männliche und 1,400,000 weibliche Köpfe, mit dem Zusatz, es seyen hiebei die Menschen in der Burg, in dem Städtchen des Dairi und in den Klöstern nicht mit begriffen. Sollte vielleicht bei beiden Zahlen eine Ziffer zu viel stehen? Denn auch dies wären stets 260,000 Menschen, ohne einmal jene Ungezählten mitzurechnen, so, daß die Bevölkerung dennoch wohl über 300,000 Menschen ausmachte, eine sehr ansehnliche Volksmenge für die zweite Stadt des Reichs.

Keiner jener Beiden hat es versucht, die Gesammtzahl der Population des Reichs selbst bestimmen zu wollen, und dies scheint auch allerdings für jeden Europäer noch unthunlicher, als bei China. Von diesem Reiche wissen wir durch die unter dem Kaiser Canghi durch das ganze Reich zur Aufnehmung der Karten geschickten Jesuiten, von jeder Provinz ungleich mehr, als von Japan; dies durchwanderten vormals die katholischen Missionare nur einzig und allein in der Absicht, das Volk zum christlichen

---

*) Man sehe weiter unten die Beschreibung.

Glauben zu bekehren, und diese Apostel waren fast gänzlich unwissenschaftliche Männer, die sich mit jenen talentvollen Jesuiten von China nicht vergleichen ließen.

Kämpfer setzt die Summe aller dortigen Marktflecken und Dörfer auf 900850. Ohne auf diese große Zahl Rücksicht zu nehmen, wollen wir nur nach den Städten eine Schätzung wagen. Einer chinesischen Geographie zufolge soll Japan 587 Städte enthalten. Für China selbst nimmt die dortige Reichsgeographie auf 1572 große und kleine Städte an. Dürfte man hienach die Volksmenge von Japan schätzen, so würde diese etwa ⅓ von der des chinesischen Reichs betragen. Und wenn man letztere, wie wir aus dem vorhergehenden Bändchen sahen, vielleicht auf 150 Millionen Menschen annehmen dürfte, so betrüge die von Japan 50 Millionen; folgte man aber jener Reichsgeographie, nach welcher nur etwas über 104 Millionen Menschen angegeben werden, dann kämen nach dieser Schätzungsmethode nur gegen 35 Millionen Menschen auf Japan. Selbst aber diese Zahl, wenn gleich bei weitem die geringste, setzte eine außerordentliche Volksdichtigkeit voraus; fast 4000 Köpfe (3888) auf jede Quadratmeile, nach der zuvor angegebenen Arealgröße von 9000 Quadratmeilen.

Japan überträfe mithin China fast noch mehr in seiner Volksdichtigkeit, als in seinem Ackerbau und der Industrie. Freilich ist bei diesen Rechnungen manches willkührlich angenommen, allein man wende sich, wie man wolle, stets scheint das Resultat eine sehr bedeutende Bevölkerung für dieses Inselreich zu ergeben.

Selbst jenes unaufhörliche Gewimmel auf den Heerstraßen ist eben so merkwürdig, daß es diese Behauptung weit mehr zu bestätigen, als zu schwächen scheint.

Dieses ununterbrochene Reisen vieler Tausende von Menschen jedes Standes, welches die Heerstraßen fast bedeckt, wird beträchtlich vermehrt durch die verschiedenen Wallfahrten nach Tempeln und sonst heiligen Orten, ferner durch Bettler, selbst aus geistlichen Orden, sowohl Bettelmönche, als Nonnen, wovon letztere oftmals, sowohl wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer lustigen Lebensweise berühmt sind, setzt aber nicht nur eine große Thätigkeit, sondern zugleich eine Bequemlichkeit des Fortkommens auf diesen Straßen voraus. Und da ein sehr großer Theil der darauf hinwogenden Menge aus den Großen des Reichs und ihrem zahlreichen Gefolge besteht, da ferner *) jeder Reichsfürst oder große Proprietär jährlich eine Reise nach Hofe machen muß, da endlich ihre Besitzungen unmöglich alle in ein und derselben Richtung gelegen seyn können, daher also sich solcher Drang auf den übrigen Heerstraßen,

*) Man sehe weiter unten die Reichsverfassung.

wenn gleichwohl wegen der Kürze des Weges etwas minder, finden muß, so wird auch hierdurch die Populosität des Reichs einigermaßen bestätigt.

Eben wegen dieser Reisen der Großen und des außerordentlichen Verkehrs sind dann Japans Heerstraßen stets im besten Stande. Sie sind breit, und haben zu den Seiten Gräben zum Ablauf des Wassers. Da die Großen gewöhnlich mit einem erstaunlichen Gefolge nach der Hauptstadt ziehen (die Zahl ihrer Dienerschaft beläuft bei einigen einzelnen Fürsten auf 20,000 Menschen), so sorgt man in der frequentesten Zeit noch mit größerer Sorgfalt für Ordnung und Reinlichkeit. Dann werden die Heerstraßen nicht nur gefegt, sondern, wenn die Dürre groß ist, mit Wasser besprengt; dabei geben die Wegaufseher genau darauf Acht, daß die nach Jedo Hinreisenden sich links, die Daherkommenden hingegen rechts halten, eine wahrlich löbliche Art, alle Unordnungen und Streitigkeiten zu vermeiden. Mehrere Theile der Heerstraßen sind mit Bäumen bepflanzt, oder mit Hecken begränzt. Zugleich geben eigene Meilenzeiger die Weite des Abstandes von der Hauptstadt an. Man zählt aber diese von der großen Brücke in Jedo, den Niponbas (das ist, der Japanischen Brücke).

An Scheidewegen geben eigene Pfähle den Reisenden die Richtung der Wege nach den verschiedenen Ortschaften an, und auf der Heerstraße selbst bietet man ihnen Reiserouten dar, bald in Form eines Buches, bald in Gestalt eines Fächers.

Dadurch werden aber die Landstraßen verhältnißmäßig gegen die unsrigen sehr geschont, daß weder Fracht- noch Postwagen, noch Diligencen, noch Kutschen, oder irgend ein Fuhrwerk in Japan gebraucht wird.

Es gibt nämlich nur dreierlei Methoden zu reisen; man sitzt entweder zu Pferde, oder man läßt sich in Sänften tragen, oder man geht zu Fuß.

Nur bei Miaco und Jedo findet man einzelne Karren zum leichtern Herbeischaffen der Nahrungsmittel für diese großen Städte. Dieses Fuhrwerk mit zwei plumpen ganz massiven hölzernen Rädern wird von einigen Ochsen gezogen.

Und selbst der Huf des Pferdes kann hier dem Wege nicht verderblich werden. Kein eiserner Pferdehuf drückt sich dem Boden ein, denn das Pferd bleibt hier nicht nur ohne Eisen; sein Fuß wird sogar durch eigene Strohsocken weicher und wärmer. Diese Pferdeschuhe sind von Stroh; sie werden mit Strohseilen um die Knöchel der Pferde festgebunden, und so wird das Thier gegen die Steine, der Weg aber gegen das Zertreten, geschützt.

Der Japaner sitzt gewöhnlich nur auf einer auf dem Sattel ausgebreiteten Decke mit vorgestreckten oder untergeschlagenen Füßen zu Pferde; ein oder zwei Bedienten führen hiebei das Pferd. Die Sonne hält ein sehr großer Strohhut ab, den Re-

gen ein weiter Mantel von dickem lakirten Papier. So sieht man den an sich selbst breiten Japaner hiedurch fast in einen völligen Cubus verwandelt, in höchst komischer Gestalt einherziehen.

Noch sonderbarer zeigt sich aber eine reitende Familie auf einem einzigen Pferde. Ganz oben am Sattel sitzt der Mann, die Beine hangen dem Pferde am Halse herab. An einer Seite hängt die Frau in einem Korbe; ein oder mehrere Kinder auf der andern Seite in einem ähnlichen Behältnisse, der Knecht führt das Pferd.

Der vermögendere Reisende wird aber in Sänften getragen. Ihrer sind zwei verschiedene Gattungen. Ein großes, Norimon (dem Ausdruck nach ein Sitz) und der Cango, ein Tragekorb; das Norimon vereinigt in sich fast alle Bequemlichkeiten der Stube und der Kutsche. Von parallelepipetischer Figur, hat es völlig die Größe und Länge, um sich darin zum Schlafen auszustrecken, und neben sich mehrere Kleidungs- und Nahrungsbedürfnisse zu beherbergen. Kissen und Polster machen jede Lage angenehm; die beiden Fenster mit geöltem Papier geben Licht und der Deckel von dickem gefirnißten Papier schützt gegen den Regen. Das Gebäude selbst ist zierlich aus Bambusrohr geflochten und schön lakirt. Vier bis acht Menschen tragen an einer dicken gewölbten Stange von Bambus, welche durch Ringe oben am Dache des Norimons befestigt ist, und diese Träger lösen sich einander ab.

Je nach dem Range des Besitzers legt der Träger die Stange auf die flachen Hände, oder bei Geringern nur auf die Schultern.

Die Träger, hiezu von Jugend an gewöhnt, legen in einer Stunde eine japanische Meile *) zurück, in einem Tage oft zehn bis zwölf.

Der Cango oder Tragekorb ist bei seinem kleinern Umfange unbequemer. Man sitzt darin gebückt und mit zusammengezogenen Beinen; er ist offen und nur mit einem kleinen Regendache versehen. Er wird von zwei Menschen getragen.

Die vielen Gebirge Japans machen es indeß nothwendig, daß selbst die Großen sich bei engen Pässen dieser geringern Sänfte bedienen müssen. Die Träger besitzen eine sonderbare Geschicklichkeit selbst in den felsigten Gegenden damit fortzuspringen.

Herbergen sind beinahe auf jeder Station. Die Wirthe zeichnen sich durch zuvorkommende Aufnahme aus. Vornehmen Fremden, und diese lassen sich bei der Menge ihrer Dienerschaft zuvor ankündigen, um Quartier zu bekommen, eilen sie entgegen, und bringen ihnen zum Willkommen etwas Zuckerwerk oder Thee und Pfeifen auf einem eigenen viereckigen Tischchen dar.

---

*) Eine japanische Meile beträgt $\frac{100}{163}$ deutsche. Also beinahe $\frac{5}{8}$.

So ist die Art in Japan den Verkehr und den Handel auf dem Lande zu betreiben.

Die vielfachen tiefen Einschnitte des Meers in diese Inseln bieten begreiflich große Leichtigkeit zum Handel und Waarenumsatz zu Wasser dar. Auch sahen wir überall, selbst bei Dörfern, welche am Meere gelegen sind, eine übermäßige Anzahl von Barken und Kähnen. Und wo die Natur hiezu nicht hinreichte, kam ihr der Mensch zu Hülfe. Hievon gibt Fiogo oder Finongi, eine Ortschaft, 13 Meilen von Osacca, ein redendes Beispiel. Da der Hafen der wichtigen Handelsstadt Osacca für große Fahrzeuge zu seicht ist, dem bessern Hafen von Fiogo hingegen von der Natur gegen Süden Sicherheit versagt ist, so ließ der Kaiser Feki oder Fege an der Südseite einen Damm, ein Werk von erstaunlicher Arbeit, aufführen. Er kostete das Leben vieler Menschen, da das stürmende Meer ihn mehr als einmal zerstörte. Die Sage will, daß nur durch Selbstaufopferung eines edlen Japaners, eines dortigen Marcus Curtius, der sich den Wellen nebst 30 ihm ähnlichen Helden Preis gab, die hiedurch den erzürnten Gott der Meere versöhnten, dieser Damm stehen geblieben sey. Er ist aber anjetzt bei seiner Größe von solcher Festigkeit und solchem Umfange, daß er mit Aeckern und Wohnhäusern bedeckt ist.

Hiedurch schuf der Kaiser nicht nur Fiogo in einen bedeutenden Handelsort um, sondern Osacca selbst blühet seit dieser Zeit als eine der größten, reichsten Handelsstädte des Reichs, indem alle großen Fahrzeuge bis Fiogo hinauf gehen, und die Waaren von dort auf kleineren bequem zugeführt, oder von ihr zu jener abgeführt werden.

Die hauptsächlichsten Gegenstände den Binnenhandels sind Thee, Soja, Porcellan und Seide, da diese vier Artikel in einigen Provinzin besser, als in andern, ausfallen. Thee und Porcellan sind schlechter, als in China, Soja hingegen weit besser. Lakirte Sachen und Meubeln werden in mehrern Provinzen fast von gleicher Güte verfertigt.

Jetzt zu dem Außenhandel von Japan. Man versteht seinen heutigen beengten Zustand unfehlbar weit bestimmter, wenn man einige Blicke auf seine vormalige Lage zurückthut.

Zu bekannt ist es, daß die Portugiesen bald nach ihrer zufälligen Entdeckung dieses Inselreichs durch Fernando Mendez Pinto (er ward durch Sturm dahin verschlagen) im Jahre 1542 durch die ihnen damals eigenen Anstrengungen und Beharrlichkeit so glücklich waren, sich dort festzusetzen.

Der Hauptzweck war freilich der Handel; indeß konnte und durfte in jenen bigotten Zeiten eine zweite Absicht nie fehlen, nämlich die Bekehrung der entdeckten Völker zum christlichen Glauben. Und so führte das Schiff, welches unter G. Alvarez Leitung im Jahr 1549 auf den ersten festen Sitz der Portu-

giesen in Japan abzweckte, nebst den europäischen Waaren und Kaufleuten zugleich den nachmals so berühmten Apostel des Catholicismus, den heiligen Franziskus Xaverius dorthin. Fand dieser und seine Ordensbrüder gleich anfänglich sehr wenigen Eingang bei den Japanern, so war lediglich der Mangel an Kenntniß der Sprache, der Sitten und des Volks daran Schuld. Kaum hatten sie aber hierin so viele Fortschritte gemacht, um sich hinreichend verständlich zu machen, so ging die Bekehrung der Japaner sehr gut von Statten.

Die Portugiesen wurden nun in gedoppelter Hinsicht den Einwohnern wichtig, nämlich als Christen und als Kaufleute. Man wieß ihnen zwar hauptsächlich auf der Insel Kiuso ihre Niederlassungen an, indeß stand ihnen ebensowohl die große Insel Niphon und das Innere des Reichs offen, und sowohl ihr Waaren- als Seelenhandel machte unglaubliche Fortschritte.

Wie hätten dies Männer von Talent und besonders von Kenntnissen benutzen können! Allein die Missionare, zum Theil aus Unkunde, zum Theil aus Bigottismus, der sie alles übrige für überflüssig ansehen ließ, und endlich wohl auch aus Eigennutz, theilten uns über das Innere dieses merkwürdigen Staats sehr wenig mit. Ja, während sie mit dem Seelenheil der Heiden beschäftigt schienen, suchten viele dieser geistlichen Väter sich durch irdische Güter zu bereichern, trieben einen bedeutenden Handel, wurden reich und zugleich stolz, selbst gegen die eingebornen Großen.

Hiezu verleitete sie wohl am meisten der große Einfluß, welchen sie dadurch erhielten, daß sogar drei Japanische Fürsten, die von Bungo, Arima und Omura, den christlichen Glauben annahmen, und ihre eigenen Enkel als Gesandte (1582) zum Papst Gregor XIII. nach Rom sandten.

Durch den Uebertritt der Großen zu unserer Religion griff diese selbst mit großer Schnelligkeit um sich, und da viele Portugiesen sich mit Japanerinnen verheiratheten, so wurden sie dem Reiche stets inniger verbunden. Ihr Handel ward blühend, denn er war uneingeschränkt, und die Niederlassung Macao in China gab ihnen die trefflichste Gelegenheit, ihn bis auf eine ungeahnete Höhe zu bringen, und unermeßliche Reichthümer zu erndten. Damals sollen sie jährlich für 300 Tonnen Goldes, also auf 3 Millionen Gulden ausgeführt haben.

Kämpfer führt unter mehrern Beweisen für die Höhe des portugiesischen Handels an, daß sie im Jahre 1638 außer den übrigen Waaren 250 Kisten Silber nach Macao gebracht haben.

So trefflich stand die Sache der Portugiesen, als übertriebene Selbstigkeit ihnen, und mit ihnen der Sache des Catholicismus, ja man darf sagen, der Sache fast aller Europäer dort das Garaus machte.

Längst sah die Priesterschaft der Eingebornen auf die ihr

nachtheiligen Fortschritte des Christenthums mit verbissenem Groll hin, als der lächerliche und bei einem Geistlichen noch strafbarere Dünkel des portugiesischen Bischofs die schönste Gelegenheit an die Hand gab, ihrem Hasse freien Lauf zu lassen, und diese stolzen Feinde zu demüthigen, ja, wo möglich auszurotten.

Auf der Hinreise des ersten Reichsraths von Japan nach der Kaiserstadt Jedo stieß dieser auf den Bischof, und erwartete mit Recht die ihm zukommende Ehrenbezeugung. Allein der stolze Geistliche vermochte es nicht, seinen Norimon zu verlassen, ja, nur selbst durch Stillhalten der Sänfte ihm Ehrfurcht zu bezeugen.

Bei einer auf Ceremonien so genau achtenden Nation, erzeugte dies bittern Haß gegen die Christen. Der Minister unterließ nicht, dem Kaiser gleich bei seiner Ankunft in Jedo, diese der Nation selbst angethane Verunehrung klagend, und wahrscheinlich mit den dunkelsten Farben darzustellen, und veranlaßte hierdurch die erste Verfolgung der Christen, 1597. Von dieser Zeit an dauerte sie, kaum pausenweise unterbrochen, ganzer 40 Jahre.

Die einzelnen Fortschritte und den Gang dieser Verfolgung auseinander zu setzen, führte uns von unserm Zwecke zu weit ab.

Indeß zeigte sich auch hiebei der Charakter der Nation, sowohl im Guten, als im Schlechten, mehrmals auf eine so kräftig ausgesprochene Art, daß wenigstens einige davon ausgehobene Ereignisse, da sie zu besserer Beurtheilung dieser Nation dienen, hier nicht unwillkommen seyn werden.

Das Gemählde, welches uns die Holländer Caron und Gysbertz von den Hauptverfolgungen der portugiesischen Christen, und der durch sie bekehrten Japaner, vorzüglich in den Jahren 1622 und 1623, entworfen haben, versetzt uns in die Zeiten der Religionskriege in Frankreich, oder wohl gar in Ansehung der Größe der Greuelthaten, in das heutige revolutionaire Frankreich.

Die Hauptplätze dieser Mordscenen waren Firando, Bungo und Nangasaki. Hier wurden die Missionare aufgesucht, und nebst den Neubekehrten eingesteckt, um entweder das Christenthum abzuschwören, oder eines schmählichen Todes zu sterben.

Gar mancherlei waren die Qualen, wodurch man die Unglücklichen zwang, ihre Ueberzeugung aufzugeben. Bald übergoß man sie mit kochendem Wasser, bald träufelte man in die ihnen geschlagenen Wunden siedendes Oel. Man setzte sie nackend der dort brennenden Sommersonne aus, brannte selbst die empfindlichsten Glieder mit glühendem Eisen. Sie wurden an Pfähle gebunden und das Holz ihres Scheiterhaufens weit umher gelegt, um sie durch das langsame Feuer zum Ableugnen des Christenthums zu nöthigen. Die Kinder wurden zu den größten Unthaten gegen ihre eigenen Aeltern gemißbraucht, und

dennoch oftmals zum schmählichen Kreuzestode mit einander verdammt.

Ganz vorzüglich zeigte sich ein Statthalter von Nangasaki, Namens Onemendonne, als ein großer Meister in der Kunst, Unglückliche zu quälen. Schon zuvor ward bei den Mineralwassern ein siedendes Schwefelwasser unweit Singako erwähnt. Dieses Wasser, auch Höllenwasser genannt, benutzte jenes Ungeheuer zu seiner edeln Absicht. Er ließ die Christen in hölzernen Verschlägen, eigends hierzu eingerichtet, dort so aufhängen, daß das siedende und zugleich ätzende Wasser auf ihre Glieder herabträufelte, und wenn sie dadurch und durch den giftigen Dunst in Asphyxie fielen, wurden sie herausgezogen und durch eigene Arzneien gestärkt, um von neuem leiden zu können. Doch genug der Greuel; der Unmensch siegte, das Christenthum hörte auf. Vierzigtausend Japaner kamen auf das jämmerlichste um, die den christlichen Glauben angenommen hatten, und ihn nicht ableugnen wollten, oder auch nur Geistliche oder japanische Christen auf ihrer Flucht verborgen gehalten hatten.

Die Portugiesen mußten auf ewig das Land verlassen, und nur die Holländer allein erwarben sich bei dieser Gelegenheit den entehrenden Vorzug, unter niedrigen Bedingungen auf Japan forthandeln zu dürfen.

Sie erhielten aber diese Auszeichnung vor allen europäischen Nationen deshalb, weil sie den Japanern thätige Hülfe gegen die unglücklichen Portugiesen und die durch sie zum Christenthum übergegangenen Japanesen leisteten.

Bei jener unmenschlichen Verfolgung hatten sich nämlich viele tausend dieser Glaubensmärtyrer in das feste Castel von Simubara zurückgezogen, mit dem festen Entschluß, sich auf Leben und Tod darin zu vertheidigen. Der Kriegskunst der Japaner war dieses Fort unüberwindlich. Diese riefen daher die Holländer zu Hülfe, und nur durch das gutgerichtete Geschütz der letzteren ward das Fort erobert und die vielen tausend Unschuldigen ermordet.

Selbst die Japanesen sahen von nun an mit tiefer Verachtung auf die Holländer herab. „Wie könnten,“ sagten sie, „Christen gegen Christen fechten, da beide durch „ebendieselbe Pforte in den Himmel gehen?“

Freilich erhielten nun die Holländer den Handel, aber nur unter einer Art von Ableugnung ihres Glaubens, denn stets haftet wenigstens der Verdacht auf ihnen, daß sie anfänglich über das ihnen vorgelegte Kreuz hintreten müssen, wenn man gleich ziemlich bestimmt weiß, daß sie den christlichen Glauben niemals abgeleugnet haben, sondern nur behauptet, sie seyen nicht katholische Christen, wie die Portugiesen.

Indeß ist selbst diese ihnen zugestandene Handelsfreiheit nur mit solcher Einschränkung erlaubt, daß ihre Existenz in Japan

mehr einer Gefangenschaft, als einem freien Handel ähnlich bleibt.

Die Portugiesen trieben doch anfänglich ihren Handel mit bedeutender Freiheit an mehreren Orten, z. B. in Firando und in Nangasaki. Die Holländer, wenn gleich sie sich nie einer Beleidigung gegen die Nation oder gegen die Regierung schuldig finden ließen, sind dagegen jetzt ebenfalls von Firando verwiesen, und völlig auf das Inselchen Dezima beschränkt. Dabei dürfen sie jährlich höchstens drei Schiffe hersenden, und für nicht mehr, als für 300,000 Tael (Thaler) verkaufen. Der Ueberrest muß auf das folgende Jahr zurückgelegt werden. Ferner haben einige ihnen ungünstige Statthalter von Nangasaki den holländischen Handel in den neuern Zeiten auf zweifache Art geschmälert. Sie zwangen die Japanesischen Kaufleute, ihnen von den von den Holländern erkauften Waaren 15 pr. C. unter dem Namen Fannagia oder Blumengeld zu erlegen. Begreiflich wird diese Summe wieder auf die Waaren selbst geschlagen, die daher einen geringern Absatz haben. Ueberdem wird das Japanische Geld den Holländern zu einem höhern Werthe angerechnet, als es wirklich hat. Sie müssen den Cobang, der eigentlich nur 60 Mas gilt, zu 68 annehmen.

Diese Beschränkungen, wodurch der Holländer goldnes Vlies, wie K ä m p f e r sagt, in ein gemeines Fell verwandelt wurde, hatten sie zuzuschreiben einem — Kirchenleuchter!

Ein Minister wollte sich nämlich bei dem Kaiser in besondere Gunst setzen. Er wußte, daß dem Kaiser, als ein Schmuck des Tempels seiner Vorfahren, ein prächtiger Kirchenleuchter höchst willkommen seyn würde. Diesen gab er daher der holländischen Kompagnie auf, aus Europa für ihn kommen zu lassen. Die Holländer waren der Meinung, sich durch Ueberreichung eines so angenehmen Geschenks selbst bei dem Kaiser zu empfehlen. Statt also den schönen Leuchter dem Minister einzuhändigen, fügten sie diesen den übrigen gewöhnlichen Jahrgeschenken des Kaisers hinzu, und übergingen den Minister.

Der Japaner, stets ein unversöhnlicher Feind, fand bald Gelegenheit, die Holländer diese Täuschung bitter fühlen zu lassen. Und ob er gleich nachmals seine Stelle verlor, so bewirkte er dennoch durch seinen Schwiegersohn, den Statthalter von Nangasaki, alle die nach und nach dem holländischen Handel aufgelegten Bedrückungen.

Zwar suchten die Chefs der Holländer ihre Unbesonnenheit auf alle Weise wieder gut zu machen, allein alles war umsonst. Sie blieben in ihrem dortigen Handel tief herabgesunken.

Nirgend findet sich anjetzt das Niedrige der kaufmännischen Gewinnsucht so versinnlicht, als hier. Man behandelt die Holländer mit tiefster Verachtung und mit dem entehrendsten Mißtrauen.

Kaum ist das Handelsschiff von Batavia bei Nangasaki angekommen, kaum hat es durch Kanonen sein Daseyn vernehmen lassen, so bemächtigt sich schon ein ganzes Heer von Aufpassern und Büttelu auf Befehl des Unterdespoten, des Gouverneurs von Nangasaki, des ganzen Schiffs. Zwei Oberbanjosen (Oberbeamte) und Unterbanjosen nebst Dollmetschern und Bedienten füllen fast alle Verdecke. Jene besteigen ein für sie errichtetes Bett, lassen sich Thee, Taback und Liqueur vorsetzen, und werden von den Holländern, wie von Sklaven, fast angebetet. Sie befehlen, alles im Schiff unter Gewahr und Siegel zu setzen, und ließen vormals sogar die Kanonen, ja, selbst das Ruder wegnehmen und in eigenen Magazinen aufbewahren.

Alles Pulver und Blei, alle Gewehre müssen ihnen ausgeliefert werden, alles wird mit japanischen Wächtern besetzt, und kein Holländer darf sich unterstehen, das Schiff zu verlassen, noch weniger es wagen, in die Stadt gehen zu wollen. Hiezu werden eigene Licenzkarten vom Gouverneur ertheilt. Die ganze Mannschaft wird völlig eingekerkert, und kein Japaner, der nicht zu diesen Aufpassern gehört, darf sich unterstehen, mit den Holländern zu sprechen oder einigen Verkehr zu haben. Nur eine einzige Ausnahme findet hiebei Statt. Freudenmädchen, deren es ganze Heere in Japan gibt, erhalten aus Barmherzigkeit gegen die Bedürfnisse der menschlichen Natur diese Erlaubniß.

Um das Schiff oder die beiden Schiffe, denn es gehen jährlich zwei von Batavia nach Japan, lagern sich einige Wachtschiffe, die jeden Schleichhandel, ja, jede nur mögliche Verbindung mit den Insulanern auf das genaueste hemmen. Der Schleichhandel bringt aber, sobald man ihn entdeckt, unvermeidlich den Tod, da in Japan, wie wir sogleich sehen werden, die Todesstrafe fast auf alles steht, was gegen die Gesetze läuft.

Alle Holländer werden darauf sofort in eine kleine Insel, ein unbedeutender Anhang von der Stadt Nangasaki, genannt Dezima, eigentlich Dezima = matz, d. i. die Vorinselstraße, eingesperrt. Sie hält nach Kämpfers Messung, nur 82 Schritt in der Breite, und in der Länge nach ihrer Krümme durch die Mitte 200.

Eine Kreuzgasse durchschneidet die Insel, und nur diese hat an beiden Seiten schlechte Häuser von Tannenholz und Lehm, die vielmehr das Ansehen von Ziegenställen haben; hier sind dann gleichfalls die Niederlagen und Packkeller.

Die Einwohner von Nangasaki haben die Häuser erbauen lassen, und erhalten dafür einen jährlichen Zins von 6500 Slamo. Die Regenwasser laufen alle durch eine tiefe Krümme in das Meer, damit auch durch diesen Weg nichts in die Insel könne gebracht werden. Innerhalb der Schranken sind noch 3 Wacht-

häuser. Dezima hängt vermittelst einer kurzen Brücke von Quadersteinen mit Nangasaki zusammen, und wird von dieser durch eine starke Wachtpforte abgeschlossen. An der Nordseite hat sie zwei Wasserthore zum Ein= und Ausladen der Schiffe; diese Pforten dürfen nur unter Aufsicht einiger Deputirten des Gouverneurs geöffnet werden. Die ganze Insel ist mit starken Brettern in Form von Spanischen Reutern umschlossen, und überdies mit einem doppelten Staket eingefaßt. Außerhalb sind in geringer Distanz mehrere Pfähle umher aufgerichtet, worauf das Verbot geschrieben steht, daß Niemand innerhalb dieser Weite mit Kähnen fahren darf.

Den Holländern ist es nicht einmal erlaubt, in diesem ihren engen Gefängnisse Gottesdienst zu halten, ja, selbst nicht geistliche Gesänge oder Gebete hören zu lassen, auch kein äußeres Zeichen des Christenthums zu zeigen.

Doch sie ertragen nicht blos diese Sklaverei, sie entehren sich durch ihr Benehmen gegen die ihnen zugesendeten Japaner noch tiefer. Als die Banjos (Magistratspersonen) an Bord der Nadeshda (der Hoffnung) kamen, des ersten russischen Schiffs, welches unter der Führung des trefflichen von Krusensterns die Welt umsegelte, hatten sie das Opperhooft oder den Direktor der holländischen Faktorei, Herrn van Doeff, mit sich genommen. Nur erst nach einer Stunde ward es ihm erlaubt, an Bord zu kommen. Kaum trat er nebst seiner Begleitung, die aus einem Sekretair, zwei Seekapitainen und einem Baron Papst bestand, in die Cajüte, so mußten sie mehrere Minuten lang tief gebückt vor den Banjos stehen, wozu sie durch den sehr unverschämten Befehl der Dollmetscher aufgefordert wurden: Myn Heer Opperhooft Compliment bevor de Opper Banjos! Diese erniedrigende Aufmerksamkeit ward nicht einmal durch ein Kopfnicken erwiedert. (v. Krusenstern.) Man muß aber hiebei wissen, daß diese Verbeugung so tief und so lästig ist, daß der Körper dadurch beinahe einen rechten Winkel macht, wobei zugleich die Hände gerade ausgestreckt müssen gehalten werden; ferner, daß diese Opper Banjos selbst nur Unterbediente sind.

Die Stadt Nangasaki, als der jetzt einzige Sitz des holländischen und chinesischen Handels, verdient hier eine kurze Anzeige.

Die genaue Lage dieses berühmten Hafens und der Stadt ist uns nur erst jetzt durch von Krusenstern bekannt worden. Er hat mit großer Sorgfalt, durch viele Beobachtungen des Astronomen Horners und des Kapitain von Löwenstern, und einen hierauf beruhenden vorzüglichen Plan und Beschreibung des Hafens, diese bedeutende Lücke in der Geographie ausgefüllt. Für unsere Absicht gehört nur hieher, daß die Einfahrt des Hafens unter 32° 43′ 45″ nördl. Br. und 230° 15′′ westl. Länge von Greenwich gelegen ist. Die Stadt selbst aber, nach dem

englischen Kapitain M'Intosch, unter 32° 45' nördl. Breite und 229° 45' westlich von Grenwich.

Nangasaki ist eine völlig offene Stadt, ohne alle Mauern oder Wälle. Sie liegt in einem Thale halbmondförmig, und wird von angenehmen, stets begrünten Gebirgen umgeben. Auf diesen Anhöhen ruhen Tempel, die über die Stadt hinragen, noch höher aber Grabmäler und Gärten. Vormals gehörte sie dem Fürsten von Omura, allein der große Flor, wozu sie durch den Handel der Portugiesen heranwuchs, machte den Kaiser selbst darauf aufmerksam. Er fand bald einen Vorwand, den Landesherrn wegen des Stolzes seiner Minister und der Portugiesischen Geistlichkeit zu bestrafen, denn der Fürst von Omura hatte selbst die christliche Religion angenommen, und beraubte ihn daher dieser reichen Stadt.

Seitdem wird sie von zwei kaiserlichen Statthaltern regiert; unter ihnen besorgen 4 Bürgermeister die innern Angelegenheiten. Sie ist in zwei Theile eingetheilt, in die innere und äußere Stadt, Utsimatz und Sottomatz; die erste hält 26, die äußere aber 61 Straßen.

Nangasaki hat nach Kämpfern 62 Tempel, ferner finden sich hier fünf kaiserliche Gebäude, Janagura genannt, wovon einige dennoch bloß für große Bedeckungen oder Schober anzusehen sind, die jedes einzeln drei große Kriegsfahrzeuge enthalten; eins dient zum Pulvermagazin, doch hat man es aus Vorsicht zu anderm Gebrauch bestimmt, und das Magazin selbst außerhalb der Stadt angelegt. Die Palläste der Statthalter nehmen ebenfalls einen ansehnlichen Platz ein; sie liegen auf einer Anhöhe. Die Häuser der Reichen sind von zwei Stockwerken; sie haben einen Vorhof und einen Garten.

Ein eigener Theil der Stadt (zwei ganze Straßen) welcher die artigsten Häuser enthält, ist gänzlich der Venus gewidmet. Ihre Priesterinnen stehen unter eignen Aufsehern, welche sie von ihren Aeltern sehr jung erstehen, um sie diesem Dienste zu widmen. Musik, Tanz nebst Uebung, sich in der Landessprache gut und artig auszudrücken, sind ihre Vorbereitungsstudien.

Oftmals wohnen über 20 solcher Schönen in einem Hause beisammen, und wenn sie diese Lebensart eine Zeitlang getrieben haben, werden sie gewöhnlich verheirathet.

Die Polizei ist übrigens sehr wachsam, jede Unordnung dieser Häuser zu verhüten.

Unter die bedeutenden Gebäude gehört dann noch das Gefängniß, die Hölle genannt, und wahrlich nicht mit Unrecht, denn wir werden bald sehen, was der Japanische Despotismus für vielfache Gelegenheit gleichsam hervorsucht, die Menschen zu quälen, einzukerkern und zu morden.

Nach dieser kurzen Beschreibung dieser Handelsstadt kehren wir zu dem Handel der Holländer zurück. Dieser wird noch

bedeutender erschwert durch die Reise, welche die Ersten der Faktorei jedesmal im Namen der ostindischen Kompagnie nach Hofe zu thun verpflichtet sind.

Diese Reise ist zwar aus mehr als einer Ursache kostspielig, indeß scheint der Aufwand sehr geringe, sobald man auf die Größe der Reise und des ganzen Zuges Rücksicht nimmt, oder sie gar mit der englischen Gesandtschaft in China vergleicht. Die Länge des Weges von Nangasaki nach der Kaiserstadt Jedo beträgt mit seinen Krümmungen nach Kämpfern 200 deutsche Meilen. Nur ein kleiner Theil wird anjetzt davon zu Wasser gemacht; die Menge der Träger für die Geschenke an den Kaiser und an die Großen des Reichs, ferner die Träger der Norimon und Cango für den holländischen Gesandten und seine Suite und für die Dollmetscher, sodann die dazu nöthigen 40 Pferde, die Barken und Schiffsleute bei dem Uebersetzen über einige Meeresarme, endlich die Bewirthung unterwegens für den gesammten großen Zug belief sich zu Kämpfers Zeit auf 12,000 Thaler.

Nichts erscheint hiebei aber kleinlicher, als der Werth der Geschenke. Die an den Kaiser selbst schlägt er nur an zu 2500 Thaler, die für 14 Große des Reichs auf 3000, und die Geschenke für die beiden Statthalter in Nangasaki zu 2500 Thaler; mithin betrugen alle Geschenke überhaupt 8000 Thaler, die ganze Reise hingegen 20,000 Thaler; wahrlich eine sehr unbedeutende Summe für einen so zahlreichen Zug, auf einer solchen Weite!

Wahrscheinlich ist aber diese Ausgabe in unsern Zeiten bedeutender, da Thunberg im Jahre 1776 (also 85 Jahre später als Kämpfer) angibt, daß nur allein für die Barke, welche die Gesandtschaft von Simonoseki nach Fiogo auf 130 Meilen weit übersetzt, 480 Thaler zu zahlen waren; daß ferner einige der vormals Reitenden sich jetzt in kostbaren mit Sammt und Seide bezogenen Norimons tragen ließen, und das ganze Personal der Gesandtschaft gar aus 200 Personen bestand; freilich rechnet Thunberg, da er einen andern Weg nahm, als sein Vorgänger, nur 320 Meilen bis Jedo.

Sey nun diese Ausgabe auch wirklich nur 20 tausend Thaler, so ist dies dennoch etwas Beträchtliches, da anjetzt nur für 300,000 Thaler darf eingekauft werden, und da der Schleichhandel anjetzt so schwer verboten und mit solcher Genauigkeit gehemmt ist, daß selbst die Capitaine der holländischen Schiffe persönlich strenge visitirt werden. Vormals thaten diese bei ihrer Ankunft in Nangasaki einen ungeheuer weiten Oberrock an. Dieser und die weiten Schifferhosen verbargen so wichtige Contrebande, daß, da er täglich dreimal auf das Schiff zurückging, ihm dieses weite Gewand einige Tausend Thaler einbrachte. Allein jetzt ist der große Rock gänzlich verboten, die weiten Hosen

werden aber genau durchgefühlt, besonders da einstens ein darin verborgener Papagei bei einer Visitation laut daraus herauspredigte.

Die Reise selbst, oder vielmehr der Tag der Abreise, wird, wie fast alles Wichtige, hier durch Sterndeuterei bestimmt. Kämpfer gibt uns mehrere Tage im Monate an, welche der dort berühmte kaiserliche Astrologe Abino Sei Mei als unglücklich zu Reisen verworfen hat. Für die Reise des holländischen Gesandten ist der 15te oder 16te Tag des ersten Monats des Japanischen Jahres festgesetzt.

Die Zeitrechnung der Japaner fängt 660 Jahre vor Christi Geburt an, sie rechnen nach dem Mond, und ein Jahr hat bald 12, bald 13 Monate. Der Anfang des Jahrs fällt im Februar oder März. Der stattliche Zug der holländischen Caravane wird aber in einigen Theilen besser aufgenommen, als in andern. Besonders erzeigen ihnen die Bewohner der Insel Kiusin, worin Nangasaki gelegen ist, fast eben die Ehrfurcht, als einem reisenden Fürsten. Sie hatten sich auf eine halbe Meile von dieser Handelsstadt längs dem Wege nach Stand, Rang und Würde hingestellt; kam die Gesandtschaft an die Gränze einer Provinz, so war ihnen dort bereits ein Beamter zum Empfang zuvorgekommen, um ihnen Pferde und andere Bedürfnisse anzubieten und die Wirthe in den Städten gingen ihnen ebenfalls mit Geschenken entgegen. In dem großen Eilande Niphon (dem eigentlichen Japan) äußerte sich diese Achtsamkeit wenigstens in einem mindern Grade.

Von mehreren großen Städten selbst, von Miaco, dem Sitz des geistlichen Kaisers, ist bereits zuvor das Merkwürdigste angezeigt, allein die Hauptstadt Jedo, der Sitz des weltlichen Kaisers, also des eigentlichen jetzigen Regenten, verdient hier ebensowohl einer besondern Erwähnung, als die dortige Audienz der holländischen Gesandtschaft.

Thunberg war 14 Provinzen durchreiset, und längs den Küsten von 8 andern hingefahren, bevor er zur Hauptstadt gelangte.

Jedo, unter 36° nördl. Breite und 220° 8′ westl. Länge von Greenwich *), soll nach der vielleicht etwas übertriebenen Angabe der Japaner, 20 Stunden zu umgehen bedürfen, hat aber, so wie die übrigen Städte, weder Mauern noch Wälle. Der mondförmige Meerbusen, an welchem die Stadt gelegen ist, gibt ihr selbst diese Gestalt. Da sie zugleich von zweien Flüssen durchschnitten wird, die sich in jenen Meerbusen entladen, so bietet sie nicht nur dem Handel wichtige Vortheile, sondern sie ernährt einen Theil ihrer großen Volksmenge durch

*) Man sehe von Krusensterns neueste (Russische) Karte von Japan.

die Fischereien. Sie ist aber sowohl durch die Einwohner selbst sehr volkreich, als durch die erstaunliche Menge von Fremden, welche die Fürsten und Großen von ganz Japan, die dort gezwungen sind, sich aufzuhalten, herbeiziehen. Diese haben jeder seinen eigenen Pallast in Jedo, und überdem noch Zufluchtshäuser im Fall einer Feuersbrunst. Hiedurch, und durch die dortige Bauart, da auch hier die Häuser nur höchstens ein zweites, wenig bewohntes Stockwerk haben, mußte die Stadt freilich einen erstaunlichen Umfang bekommen, besonders, da die Straßen 40 bis 50 Ellen breit sind. Die Bauart, und die Materialien der Häuser (Tannenholz, dünne Lehmwände und Binsen) lassen, wenn gleich das Ganze mit Ziegeln gedeckt ist, nur zu oft das Feuer um sich greifen, obgleich die Feueranstalten vortrefflich sind. Hier sind nämlich, außer einer eigenen Wache für jede Straße, welche die Stunden fast bei jedem Hause mit Zusammenschlagen von Hölzern angibt, noch eigene Brandwachen. Man kennt sie daran, daß sie einen geklobenen Bambusstock, oder eine mit einem eisernen Ringe versehene Stange hinter sich schleppt. Am Ende einer jeden Straße, da wo sie mit einem eigenen Thore verschlossen ist, steht allezeit eine hohe Leiter, welche die Wache besteigt, um weit um sich zu sehen. Auf jedem Hausdache befindet sich ein mit einem Geländer eingefaßter Platz, in welchem jederzeit ein Gefäß mit Wasser bereit stehen muß. An vielen Plätzen stehen in der Nähe der Häuser feuerfeste steinerne Packhäuser, um die Waaren im Fall der Noth darein zu retten, und an den Wänden derselben sind mehrere eiserne Hacken befestigt, an welchen man nasse Matten aufhängt, um das Verbreiten des Feuers zu mindern.

Die Straßen sind mit Buden, Kramläden und Werkstellen aller Art gefüllt, aber eigene große Laken verdecken einen Theil, um nicht von außen die Arbeiter selbst zu sehen.

Jedo wird ebenfalls von zwei Statthaltern, die sich einander ablösen, regiert; unter ihnen stehen 4 Bürgermeister, und viele Vorsteher (Ottonas).

Das kaiserliche Schloß oder die Burg, liegt im nördlichen Stadttheile und hat allein 5 Stunden im Umfange. Es ist mit Wällen, ausgemauerten Gräben und Pforten versehen, und besteht zuerst aus einer großen Festung, der eigentlichen Residenz. Sie liegt auf einer Erhöhung, und ist mit ungehauenen Werkstücken aufgeführt. Ihr liegen zwei befestigte Nebenschlösser zur Seite, und hinten befindet sich ein großer Lustgarten.

In dieser Residenz, erzählt Kämpfer, befindet sich dann auch ein unterirdischer Saal, dessen obere Decke aus einem platten, großen, mit Wasser angefüllten Kessel besteht. Bei starken Gewittern begiebt sich der Kaiser hieher, und erwartet hier ruhig das Vertheilen der elektrischen Materie in dem über ihm stehenden Wasser.

Die Audienz des Gesandten geschah vormals in dem großen Saale der 100 Matten. Vor 100 Jahren fanden dabei mehrere, zum Theil lächerliche, für die Holländer nicht sehr ehrenvolle Umstände Statt. Man befahl z. B. dem Arzt der Gesandtschaft (damals Kämpfern), vor dem Kaiser und seinem Hofe zu tanzen, zu singen und auf europäische Art Komplimente zu machen u. dgl. Anjetzt scheint dies Anstößige abgeschafft zu seyn, und Thunberg beschreibt diese Ceremonien als weit einfacher und natürlicher.

Nachdem die Gesandtschaft, das heißt, der Gesandte oder Chef der Handlung, der Arzt und der Sekretair nebst den Dollmetschern durch die starke Wache des Pallastthores von tausend Mann in das innere Schloß gekommen war, wurden sie in ein Vorgemach geführt, woselbst sie nothwendig auf Japanisch, also mit untergeschlagenen Beinen, auf die Matten des Bodens sich setzen mußten. Hieher strömte nun eine Menge Neugieriger, worunter selbst mehrere Fürsten des Reichs, jedoch incognito, sich befanden. Diese waren besonders begierig, die Holländer schreiben zu sehen. Sie ersuchten sie daher, entweder auf ein Stückchen Papier, oder auch auf ihre Fächer einige Zeilen zu schreiben.

Der Gesandte ward sodann allein zur Audienz des Kaisers geführt. Er mußte auf dem Vorzimmer über eine lange, mit Brettern belegte Diele gehen, worauf sich eine Schiebthür aufthat. Das Innere des hiedurch geöffneten Zimmers bestand gleichsam aus drei Zimmern, eins stets um etwas höher, als das andere; jedes etwa 10 Schritt lang. In dem innersten befand sich der Kaiser. Er war (1776) ein Mann von einigen 40 Jahren, von starker Leibeskonstitution, bei mittlerer Größe. Er stand, und neben ihm zur Rechten der Kronprinz. An der rechten Seite dieses Zimmers ist ein großer Saal, dessen Fußboden mit 100 Matten bedeckt ist; hievon hat er den Namen der Hundertmattensaal. Er hat 300 Ellen in der Länge, und 150 in der Breite, und ist für die Reichsfürsten und sonstige Große bestimmt, welche bei feierlichen Gelegenheiten ihn einnehmen.

An der linken Seite standen die Geschenke, theils aufgestellt, theils in Haufen gelegt.

Die Audienz selbst bestand nur allein darin, daß der Gesandte, sobald er in das Zimmer getreten war, auf die Knie fallen und den Kopf gegen die Erde beugen mußte, gerade wie die Japaner selbst dem Kaiser ihre Ehrerbietung bezeugen. Sodann stand er auf, und ward auf eben dem Wege wieder zurückgeführt.

Nach der Zurückkunft des Gesandten verweilten die Uebrigen noch eine Zeit in dem Vorzimmer. Und hier erhielten die Holländer von neuem Besuche vieler Großen. Sie bemerkten sofort, wenn ein sehr bedeutender Fürst eingetreten sey, durch die besondere Stille, die alsdann auf einige Zeit herrschte. Selbst

der Kaiser war incognito unter ihnen, um ihre Kleidung und Manieren genauer zu sehen, und nun geschahen mehrere Fragen durch die Dollmetscher an sie. (Thunberg.)

Thunberg hat uns diese nicht mitgetheilt. Diejenigen, welche zu Kämpfers Zeit, wo überhaupt alles viel ceremonieller und steifer behandelt ward, an den Gesandten gerichtet wurden, betrafen die Weite von Japan nach Holland; ferner die dortige Regierungsart. Die Fragen aber, welche man ihm selbst als Arzt vorlegte, gingen auf die besten Mittel, die Gesundheit lange zu erhalten. Und da er das damals sehr berühmte flüchtige Salz des Sylvius (Sal volatile oleosum Sylvii) rühmte, so ward dies genau niedergeschrieben, ja, ihm aufgetragen, es entweder sogleich zu verfertigen, oder doch auf das schnelleste kommen zu lassen. Denn auch die Japaner hangen an der Idee, sich wo möglich unsterblich zu machen.

Damals wurden die Holländer auch der Kaiserin und ihren Damen gezeigt. Sie sah sie aber nur hinter Jalousien von Bambusrohr. Und bei dieser Gelegenheit machte man jene ungebührliche Forderung an Kämpfern, ein Liedchen zu singen, seinen Mantel abzuwerfen und zu tanzen.

Man sieht übrigens, daß diese Audienz anjetzt weit weniger feierlich und stolz ist, als die in China; zugleich scheint sie in so fern für die Japaner selbst zweckmäßiger, nämlich weit lehrreicher. Denn bei jenen Besuchen der Holländer in den Vorzimmern hatten sie bequemere Gelegenheit, die Europäer genauer kennen zu lernen. Und schon oben ist es im Allgemeinen erwähnt, daß die Japaner wenigstens darin die Chinesen übertreffen, daß ihr Stolz sie nicht blendet, von Europäern Unterricht anzunehmen, und ausländische Vorzüge zu schätzen.

Dies sey genug von dieser Huldigungsreise, wodurch der holländische Handel nicht unbedeutend gekränkt wird.

Der anjetzt geringe Werth der Waaren, welche die Holländer zum Verkauf oder vielmehr Umsatz nach Japan bringen dürfen (nämlich 300,000 Thaler), der bereits zuvor angegeben ist, hat indeß nur auf die Ostindische Kompagnie Bezug, denn die Privatpersonen führen für sich selbst noch mehr Waaren ein. Hiedurch bereicherten sich vormals die Capitaine sehr schnell, auch dies hat sehr abgenommen. Die Natur jenes Werths besteht aber in Cattun, Zitz, Tuch, Gewürz, Zucker, Färbeholz, Stangeneisen, Zinn, Blei, Seidenzeug, Spiesglas, Feilen, Nadeln, Spiegeln, Ambra, Schildkröt, Zähnen vom Einhornfisch, Glaswerk, Taschenuhren, Theriak, Safran, Lakritzen, Chinawurzel, Ninsiwurzel, Bisam, Lacca, Storax, und andern Sachen, die entweder in Japan gar nicht, oder doch selten sind. Die einträglichsten Waaren sind Zucker, Catechu, Borneischer Kampfer, Rosmab, Spiegel, und, wie Thunberg fand, das Elfenbein vom Einhornfisch.

Einzuführen sind verboten alle christlichen Bücher, unächte Ninsi, wie auch europäische Münzen, weil sich häufig ein Kreuz darauf fand.

Der Verkauf der erlaubten Waaren geschieht öffentlich auctionsmäßig. Man nennt diesen Verkauf und den dazu vom Hofe anberaumten Tag, den Cambang. Er wird durch einen eignen Anschlagzettel kund gemacht, zugleich aber den Kaufleuten angezeigt, wie viel Procente sie von jeder anzukaufenden Waare der japanischen Regierung abtragen müssen. Begreiflich tariren die japanischen Kaufleute hiernach und nach dem geringern oder mindern Bedarf den Preis jeder einzelnen Waare.

Diese Art des Einkaufs bringt aber in Japan eine Art Schleichhandel hervor, wie er sonst wohl nirgend vorhanden ist. Hier besteht nämlich der Schleichhandel nicht darin, daß man verbotene Waaren einzuschwärzen bemühet ist, sondern man sucht nur diese Auction zu umgehen, und eben die übrigens zulässigen Waaren heimlich von den Holländern zu erstehen.

Die Holländer suchen aber diesen Schleichhandel besonders deshalb, weil sie sodann von den Japanern, statt Waaren, baares Geld erhalten, und ferner Waaren absetzen können, welche bei dem Cambang gerade nicht sehr gesucht werden.

Die Japaner gewinnen hiebei aber offenbar auf zwiefache Weise. Sie ersparen jene Procente an die Regierung, und handeln wohlfeiler ein. Daher wagen sie hiefür ihr Leben auf eine kaum glaubliche Weise.

Die Schleichhändler fahren deshalb zu Nacht an die holländischen Schiffe, oder sie fahren auch den bereits abgesegelten Holländern weit in die See nach, und suchen die kaiserlichen Wachtschiffe zu umgehen. Auf eine andere Art suchten aber die Dollmetscher diesen Schleichhandel zu treiben, obgleich die Visitation so hoch geschärft ist; sie warfen nämlich die holländischen Waaren über jene Verschläge in die Stadt.

Die Strafe dieses Unterschleifs ist unvermeidlich der Tod, und es wird noch als etwas Linderndes bei diesem Strafgesetze angesehen, daß nur die Personen, welche den Schleichhandel getrieben haben, hingerichtet werden, nicht aber deren ganze Familien mit dem Tode oder mit Gefängniß bestraft werden, ein Fall, der, wie wir bald sehen werden, bei den grausamen Gesetzen der Japaner sonst sehr häufig eintritt.

Von dieser harten Strafe sah Kämpfer viele, ja bei uns kaum glaubliche Beispiele.

Binnen 6 bis 7 Jahren büßten auf 300 Japaner diese Uebertretung mit ihrem Leben, und während seines zweijährigen Aufenthalts in Japan mußten 50 Schleichhändler sterben; theils wurden sie öffentlich hingerichtet, theils innerhalb des Gefängnisses, theils schnitten sich einige selbst den Bauch auf.

Er sah selbst, wie zwei Japaner, die nur ein einziges Pfund

Kampfer heimlich gekauft hatten, geköpft wurden; nämlich der Käufer selbst und auch der, welcher jenem nur das Geld dazu vorgestreckt hatte. Hiebei bemerkte er, wie ersterer den andern darüber hart anging, daß er aus Feigheit in den letzten Augenblicken seine Zuflucht zum Gebete nähme. „Zum Beten, sagte er ihm, war lange zuvor Zeit genug, jetzt beweiset ihr nur dadurch eure Feigheit, und die muß euch schamroth machen, da die Holländer sie bemerken.“

Die Waaren, welche die Holländer von Japan zurücknehmen, bestehen anjetzt hauptsächlich in Kupfer und japanischem Kampfer, wohl zu unterscheiden von dem Kampfer von Borneo, welchen die Japaner selbst von den Holländern einhandeln. Das Kupfer ist hiervon bei weitem der bedeutendste Theil: jede Schiffsladung beträgt 6 bis 7000 Kisten, jede zu 125 Pfund, oder 1 Pekul. Der Kampfer wird in hölzerne Fässer verpackt; beides ist für Rechnung der ostindischen Kompagnie.

Die Privatleute laden dagegen für sich seidene Zeuge und Schlafröcke, Soja, Porcellan, Sowaarbeit, sehr feinen Reiß pfundweise in weißes Papier verpackt, lakirte Sachen, Fächer, Thee, Saki und jene braune, große, irdene Kruken, welche das Wasser lange frisch erhalten, geöltes Papier u. dgl.

Verboten auszuführen sind besonders: Säbel und alles japanische Gewehr; japanische Landkarten, Bücher und Risse von Städten und alle schriftliche Nachrichten über die japanischen Inseln, wie auch japanisch Geld.

Werden die Holländer auf Unterschleif irgend einer Art ertappt, so werden nicht nur die Waaren eingezogen, sondern der Kompagnie selbst wird eine bedeutende Straffumme angerechnet.

Die Schiffe dürfen nicht eher geladen werden, bis die Regierung Erlaubniß dazu gibt, und beim Einladen werden sie sodann alle von neuem genau durchgesucht. Sollte sich sodann etwas Verbotenes, besonders von dortigen Waffen, Büchern, Bildern von Soldaten, von Schiffen u. dgl. finden, so würden die Dollmetscher gepeinigt werden, um die Mitschuldigen zu entdecken, die unfehlbar mit dem Leben büßen müßten.

Man rechnete in ehemaligen Zeiten den Gewinn der Holländer gegen 60 Procent, allein bei den erwähnten Einschränkungen und Bedrückungen aller Art, ist dies außerordentlich geschmälert. Vormals hatte ein Capitän mit einer Reise nach Japan sein Glück gemacht; jetzt sind hierzu drei und mehrere nothwendig.

Daß die Japaner eine europäische, kleine Nation, deren Hauptort sehr weit von ihnen entfernt liegt, und die sie nur als eine Gesellschaft von Kaufleuten kennen, die sie daneben wegen ihres niedrigen Betragens gegen ihre Mitchristen, die Portugiesen, verachten, daß sie diese so entehrend behandeln, sie in eine enge Vorstadt einsperren, und ihnen fast jede Unterhaltung mit

ehrlichen Leuten in Japan abschneiden, dies scheint viel begreiflicher als ihr Betragen gegen die Chinesen.

Wie darf es eine gegen China verhältnißmäßig kleine Macht, in der Nähe jenes ungeheuern Reichs, das wenigstens eine viel besser eingerichtete Seemacht besitzt, als Japan, dem es bei wirklicher Anstrengung nicht schwer seyn könnte, ein erstaunliches Heer auf Japans Küsten landen zu lassen, wie darf es Japan wagen, jenem mächtigen Kaiserstaate Trotz zu bieten, seine Unterthanen auf das schimpflichste zu behandeln, sie noch enger als jene fremde Kaufleute einzusperren, und auch fast von jeder rechtlichen Gesellschaft auszuschließen?

Hievon zeigen sich sofort als Hauptursachen: Japans insulare Lage, und der höhere Muth seiner Bewohner.

In sich selbst mächtig, in sich selbst im Einklange, denn nirgend finden sich seit Jahrhunderten, seit der Alleinherrschaft des Culo Sama in Japan, bedeutende Volksstämme, welche, wie in China, nicht gänzlich unterjocht wären, dabei von Meeren umgeben, welche selbst den geschicktesten Nautikern furchtbar sind, bewohnt von einer Nation, die den Tod nie scheuete *); wie sollte diese so gesicherte Insel jenes zwar zahlreiche, aber schwächliche, sklavische Ceremonienvolk fürchten? Nur allein eine große europäische Seemacht kann diesem Reiche furchtbar werden, kann in wenigen Monaten ihre Küsten und die daran gelegenen wichtigsten Städte des Reichs übermeistern, kann hiedurch das ganze Inselreich nöthigen, mit ihnen jede Bedingung einzugehen; denn Japans Marine ist durchaus nichts, ja selbst noch weniger, als die der Chinesen.

Für diese Elendigkeit büßen denn letztere hier fast noch empfindlicher als die Holländer. China's Kauffahrer sind auf Japan ebenfalls eingekerkert, wie jene. Nur ein kleiner Fleck östlich bei Nangasaki wird ihnen eingeräumt; es war vormals der Lustgarten eines Ministers; die Größe ist nur etwa $\frac{1}{3}$ von Dezima, der Insel der Holländer; die chinesischen Handelsjunken liegen gleich daneben vor Anker.

Dieser Platz ist von außen mit Gräben und hölzernen Gittern umgeben, und die darin für die Chinesen von Holz erbaueten Häuser sind klein und schlecht. Vor dem gedoppelten Thore steht eine starke Wache, so daß sie gänzlich von aller Gesellschaft abgesondert leben. Dennoch zahlen sie für diesen engen Kerker 1600 Tael jährliche Miethe.

Wir lernen so eben aus von Krusensterns Reise um die Welt, daß die Chinesen die Erlaubniß haben, jährlich nur 12 Schiffe (große Junken) die einem Schiffe von 400 Tonnen beinahe gleich sind, nach Japan zu schicken. Sie kommen von der Hafenstadt Ningpo in der Provinz Tschekiang, östlich von Nan-

---

*) Man sehe zuvor.

gasaki in einer Entfernung von 10 Längengraden, also gegen 128 deutsche Meilen. Von diesen Junken kommen fünf im Junius an, und gehen im Oktober wieder zurück. Die andern sieben landen hier im December, und segeln im März oder April wiederum nach Hause. Ihre Ladung besteht vorzüglich in Zucker, Elfenbein, Zinnplatten, Blei, seidenen Zeugen und Thee. Letzteres schiene kaum glaublich, wenn nicht die Japaner der russischen Gesandtschaft bei ihrer Abreise die Wahl gelassen hätten zwischen chinesischem und japanischem Thee. Noch merkwürdiger war es dann, da sie letztern wählte, daß sie ihn wider alles Vermuthen schlechter fand, als den chinesischen. Diese mindere Güte des japanischen Thees zeigte sich aber noch bestimmter, da sowohl der Thee, mit welchem der Statthalter von Nangasaki den russischen Gesandten beschenkte, schlecht war, als auch selbst derjenige, welcher dem Officier bei der Audienz des Gesandten im Hause des Statthalters gereicht ward.

Kämpfer behauptet, die Chinesen dürften nur für 600,000 Tael Waaren verkaufen; also noch einmal so viel als die Holländer. Sie zahlen aber von allen ihren Waaren 60 Procent.

Die Ausfuhr der Chinesen aus Japan besteht in etwas Kupfer und Kampfer, in lakirten Waaren, Regenschirmen, und vorzüglich in dem Dintenfisch, der in China als Arznei gebraucht wird; ferner in einer Seepflanze, und in getrockneten großen Muscheln; die beiden letztern Artikel sollen als Nahrungsmittel dienen. Die getrockneten Muscheln, die man in Japan Awaby nennt, sollen in China für eine große Delikatesse gehalten werden. „Sie sind, wie wir selbst die Erfahrung gemacht haben, keine üble Speise, und können sehr wohl einen Theil der Seeprovisionen ausmachen, da sie sich mehrere Jahre halten sollen.“ (v. Krusenstern.)

Sollte unter diesen hier angeführten eßbaren Seeprodukten vielleicht der Trepan mit vorkommen, worauf die Chinesen so begierig sind? *).

Gleich am folgenden Morgen nach der Ankunft der chinesischen Junken wird die ganze Mannschaft, und selbst der Capitain, nach der Faktorei geführt. Die Japaner nehmen sofort von dem Fahrzeuge Besitz. Die Chinesen dürfen ihr eigenes Schiff nicht einmal ausladen, ja, es überhaupt nachmals nicht eher wieder betreten, als einige Tage vor ihrer Rückreise!

Außer jenen chinesischen 12 Schiffen fanden sich 1804 noch zwei in Japan, welche zum Unterpfande in Nangasaki behalten wurden. Diese schienen die Japaner wie ihr Eigenthum anzusehen. Ja, sogar die Packhäuser der Chinesen, obgleich von diesen jährlich theuer bezahlt, also gleichsam das Eigenthum der

---

*) Man sehe das vorhergehende Bändchen, S. 112.

Chinesen, waren den Japanern nicht heilig. Sie leerten sie aus und räumten sie den Russen ein. (v. Krusenstern.)

Den Chinesen wird die Reise nach Jedo nicht verstattet; sie haben keine beständige Agenten auf Japan. Man sieht sie nur als Privatkaufleute an, und erlaubt sich auch deshalb verächtlichere Behandlung gegen sie, als gegen die Holländer, die oft in thätliche Mißhandlung ausartet.

Das hohe Mißtrauen gegen China hat aber seit der Vertreibung der Portugiesen aus Japan, deshalb zugenommen, weil China die Missionaire gut aufnahm, und sie oftmals selbst zu Mandarinen erhob. Begreiflich ist es eben daher auch den Chinesen verboten, Bücher in Japan einzuführen.

Zu Kämpfers Zeit trieben die Einwohner von Korea, wie auch die der Liqueischen Inseln, einen Handel mit Japan. Jetzt soll, wie von Krusenstern erfuhr, dieser gänzlich aufgegeben seyn.

Auch die Hoffnung, daß die ehemalige, wenn gleich nicht sehr bedeutende Handelsverbindung zwischen Japan und Rußland von neuem werde angeknüpft oder wohl gar verstärkt werden, scheint jetzt verschwunden zu seyn. Der Kaiser von Japan nahm die Geschenke von St. Petersburg nicht an, ja er untersagte sogar in einer eigenen Note den Russen jeden künftigen Eintritt in sein Reich. (v. Krusenstern.) Vielleicht kann die Veränderung in der Regierung Japans hierin dereinst eine Aenderung zuwege bringen.

Die Japaner selbst treiben nirgend einen Aktivhandel. Auch wären sie schwerlich dessen fähig, da ihr Schiffbau sehr schlecht, und ihre Schiffahrtskunde äußerst gering ist.

Was kann man von Fahrzeugen mit einem Segel und einem Mast erwarten, welche hauptsächlich durch Ruder bewegt werden, deren ganzer Bau schlecht berechnet ist, und der Welle besonders am Hintertheil eine weite Oeffnung darbietet, welche bis tief ins Innere fortläuft?

Das Segel ist indeß nicht, wie bei den Chinesen, von Rohr, sondern von Hanfleinwand. Auch sind die Anker nicht, wie die chinesischen, von Holz, sondern von Eisen, jedoch sind die Ankertaue nur von Stroh geflochten. Kämpfer behauptet, der Bau einer Pirogue der Wilden in Canada gewähre einem Reisenden größere Sicherheit, als ein japanisches Fahrzeug. Aber der Regierung ist selbst daran gelegen, daß die Gebrechlichkeit und der fehlerhafte Bau der Schiffe den Unterthanen verbiete, sich in das hohe Meer zu wagen, und fremde Länder zu besuchen.

Der Compas ist nach 12 Strichen getheilt, und diese Windstriche haben Thiernamen; sie kommen beinahe mit denen überein, deren zuvor bei den 12 Zeichen des Thierkreises bereits gedacht ist, vielleicht daher ihr Ursprung.

Dies merkwürdige Inselvolk zeichnet sich ebenfalls von jenem großen Continentalreiche besonders durch seine Regierungsform aus. Denn wenn gleich in beiden der Despotismus von Asien herrscht, so ist dennoch der von Japan von einer ganz andern Art, so wie die Denkweise der Nationen selbst von einander sehr abweicht.

Bereits bei der Audienz zeigte sich der Kaiser von Japan nicht mit dem übertriebenen Ceremonienprunk der Chinesen; und die diesen Insulanern eigne Wiß- und Lehrbegierde schien hiebei, selbst den Großen nicht entehrend.

Jene patriarchalische Regierungsform ist hier nicht. Der japanische Kaiser zeigt sich geradezu als ein harter, unerbittlicher Despot. Seine Gesetze sind durchaus mit Blut geschrieben, denn das mindeste Vergehen des Unterthans fast jeden Standes kostet das Leben.

Seit 660 Jahren vor Christi Geburt hatte Japan eine regelmäßige monarchische Regierung. Der Dairo, damals Synmu, auch Min-O, d. i. der größte aller Menschen genannt, war Alleinherrscher, sowohl in geistlichen als weltlichen Dingen.

Diese Kaiser oder Dairs beherrschten das Reich ungestört bis 1142, und unter ihnen regierten indeß mehrere Fürsten die einzelnen Provinzen, als durch innern Familienzwist bürgerliche Kriege den Kaiserthron wankend machten. Indeß stellte der große Feldherr Joritomo, welchen der Dairi selbst zum Generalissimus ernannt hatte, die Ruhe wiederum her, durch Unterjochung aller Gegner. Er bemächtigte sich aber zugleich eines großen Theils der Macht des Dairi selbst, und machte nicht nur die Würde des Krongroßfeldherrn für seine Familie erblich, sondern mit ihr zugleich jene unrechtmäßig an sich gerissene Vorrechte.

Auf die Weise war also gleichsam die Regierung des Dairi getheilt zwischen ihm und dem Cubo, oder General. Der letztere hatte zu diesem Titel noch das Wort Sama oder gebietender Herr, hinzugefügt.

Joritomo, der erste Cubosama, war selbst aus einem großen Geschlecht entsprungen, und hatte wirklich das Verdienst, nicht nur die Ruhe und Sicherheit der Monarchie, sondern auch die des Dairi wieder hergestellt zu haben. Das Reich genoß bei dieser Regierung im Ganzen dennoch seine ältere Verfassung bis zu dem Jahre 1585 unserer Zeitrechnung, nur daß sie jetzt von zwiefachen Händen verwaltet ward.

Da gerieth die Stelle eines Krongroßfeldherrn in die Hände eines gemeinen Menschen, der sich lediglich durch die Geschicklichkeit und Erfahrung im Kriege zu dieser hohen Würde hinauf geschwungen hatte. Da er sich als einer der außerordentlichsten Herrscher gezeigt hat, da Japan durch ihn eine gänzliche Veränderung seiner Landesverfassung erlitt, und mithin in Japans Geschichte eine neue, wichtige Epoque anhebt, so kann man verlangen, dieses seltene Phänomen näher kennen zu lernen.

Toquixiro, ein Bauernsohn, ward durch einen Offizier, dem er besonders zum Holzfällen diente, wegen seiner Gescheidtheit unter die Truppen gebracht, und da der Kaiser von seiner Bravour und Gewandtheit hörte, nahm er ihn zu sich. Toquixiro, nachmals Faxiba, oder auch Fide-Jos genannt, war klein von Figur, jedoch breitschultrig und stark, hatte aber einen widrigen Blick und etwas Verworfenes im Ansehen; allein der Kaiser fühlte, daß dieses Aeußere dennoch einen seltnen Mann versteckte *).

Unleugbar besaß er sowohl große Kriegstalente, als eine seltne Verstellungskunst, um dereinst eine große Rolle spielen zu können.

Leider zeigte es sich aber bald, daß er der berühmten und so wahren Sentenz der Alten **) vollkommen entsprach:

Asperius nihil est humili; cum surgit in altum
Cuncta ferit, dum cuncta timet; desaevit in omnes
Ut se posse putent.

Wie gewöhnlich, war dieser aus der Niedrigkeit plötzlich zu hoher Macht emporgestiegene Mensch so unersättlich in Ehrsucht und Eitelkeit, als undankbar gegen seinen Wohlthäter. Er war von dem Kaiser Nobuanga mit einer bedeutenden Armee gegen dessen Feinde gesandt; als Nobuanga ermordet ward, gab er vor, dessen Sohn zum Throne zu verhelfen; er wußte sich der Armee zu bemeistern, legte aber bald darauf die Maske der Verrätherei ab.

Um seiner Usurpation sicher zu seyn und seine niedrige Herkunft zu verbergen, nöthigte er den Dairi, den wirklichen Kaiser, ihm eine seiner Töchter zu geben; indeß gelang es ihm dennoch nicht, seine schlechte Race fortgepflanzt zu sehen.

Anfänglich wandte er vor, die Ruhe in dem durch den Tod des letzten Cubo Sama in Flammen stehenden Reiche wiederherstellen zu wollen. Er marschirte gegen die Feinde des Thronerben, und besiegte sie; allein bald zwang er auch diesen zur Flucht, bemächtigte sich des ganzen Reichs und nahm die Würde und den Namen eines Cambacundo, Schatzmeister des Dairi, an. Kaum glaubte er sich sicher, so legte er die Maske völlig ab. Die Fürsten, welche für den rechtmäßigen Thronerben waren, überwand er. Dem Dairi selbst nahm er alle eigentliche Macht, wie auch die großen Einkünfte des Reichs, und wahrscheinlich war es nur die Religion oder wohl nur die Furcht, das Volk durch Zertrümmerung derselben gegen sich aufzubringen, daß er diese in so fern ungestört ließ, und mithin

*) Charlevoix Hist. du Japon. I. p. 470.

**) Claudian in Eutropi. Lib. I. 181 et seq.

auch dem Dairi die Verwaltung aller geistlichen Angelegenheiten zugestand. Er mußte, da dieser stets als das geheiligte Oberhaupt der Religion äußere Würde bedurfte, ihm dann auch so viel Einkünfte zurücklassen, um die Würde eines geistlichen Oberhaupts mit Anstand behaupten zu können. Daneben erlaubte er ihm Titel und Standeserhöhung zu ertheilen, allein jede wirkliche Gewalt, nebst den Auflagen, den Civilämtern und den Gesetzen, so wie die ganze Armee, entriß er seinem Kaiser und Schwiegervater.

Die unterjochten Landesfürsten behandelte er begreiflich nach ähnlichen Grundsätzen. Mehrere verjagte er gänzlich; die übrigen beraubte er nicht völlig ihrer Würde, denn es schmeichelte seiner Eitelkeit, sich von Königen und Fürsten gehuldigt und bedient zu sehen.

Da der Grund dieses Menschen bis zum Unsinn erhöheter Egoismus war, so suchte er nun auch in anderer Hinsicht zu prunken. Sein Vorgänger Nobuanga war nicht nur als großer Eroberer, sondern auch als ein Fürst von seltner Pracht berühmt. Er hatte die Stadt Anzuguiama groß und glänzend erbauet. Taiko-Sama, denn diesen höhern Namen hatte nun Toquixiro angenommen, seitdem er seinem Neffen den Namen Cambacundo ertheilt hatte, suchte seinen Vorgänger auch hierin zu übertreffen. Die zum Handel gut gelegene Stadt Osacca wählte er, um durch Prachtliebe das Volk zu täuschen. Er häufte dort alle geraubten Schätze zusammen, legte treffliche Kanäle und Brücken an, ließ, sagt Charlevoix, längs dem Flusse einen ungeheuern Pallast aufführen, dessen Ziegel mit ächtem Golde überzogen, die Sonnenstrahlen mit unausstehlichem Glanze zurückwarfen. Und alle diese großen Gebäude kamen mit kaum glaublicher Schnelligkeit zu Stande, denn täglich ließ er 60,000 Menschen daran arbeiten.

Selbst seine Religion war ihm nur so lange heilig, als er ihrer bedurfte. Die portugiesischen Missionaire wußten seiner Eitelkeit zu schmeicheln, und er nahm sie sofort gegen die Japanischen Bonzen in Schutz, ja er zwang seine Gemahlin, welche der Landesreligion getreu war, die Missionaire anzunehmen.

Unersättlich wächst dem glücklichen principlosen Eroberer die Begierde nach Ruhm. Unserm Bauernsohn genügte es nicht, Schwiegersohn des Dairi zu seyn, es genügte ihm nicht, sich nach unendlichem Blutvergießen zum ruhigen Herrn von ganz Japan zu sehen. Seine wahnsinnige Ehrsucht forderte die Herrschaft des Auslandes.

Er errichtete nun große Flotten und bedrohete China, Korea und selbst die weiter von Japan gelegenen Philippinen. Dem spanischen Gouverneur dieser Inseln befahl er, ihm als seinem Oberherrn zu huldigen. Selbst bei dem Kaiser von China wagte

er diese insolente Forderung, und da dieser Monarch sie mit Erstaunen zurückwieß, erklärte er ihm den Krieg. .

Um diesen mit Vortheil führen zu können, ließ er ein bedeutendes Heer nebst einigen vorzüglichen Generalen nach Korea einschiffen. Er hatte im Sinne, persönlich China zu erobern, und hatte deshalb seinen Neffen zum Cambacundo als einstweiligen Verweser des Reichs ernannt. Um sich aber dem Volke im vollen Glanze zu zeigen, ordnete er zuvor die prachtvollesten Feste an. Diese huben deshalb mit einer großer Jagd an, weil einer der vorhergehenden Dairis hierin etwas Außerordentliches gezeigt hatte.

Hundert und fünfzig Könige und regierende Fürsten mußten ihn, nebst viel tausend Mann darauf begleiten, und man erlegte eine erstaunliche Menge Thiere aller Art.

Mit dieser ungeheuern Begleitung zog er sodann, wie im Triumph, feierlich in Miaco ein, als komme er bereits von der Eroberung jenes großen Kaiserreichs glücklich zurück. Zwanzig tausend schön gekleidete Männer gingen vor dem Zuge her, und jeder trug auf einem vergoldeten Stocke einen der Jagdvögel, welche lebend gefangen waren. Diesen folgten alle Große im reichsten Staat, jeder mit einem Falken auf der Hand. Vielen auf das kostbarste angeschirrten Handpferden folgte dann der Kaiser selbst in einem chinesischen Palanquin, von seinen Garden umgeben. Und nun ließ er sich öffentlich zum Tayko-Sama (très haut et souverain Seigneur, nach Charlevoix) *) ausrufen.

Während dessen war sein Großadmiral nebst den Truppen auf Korea gelandet. Er hatte alles Widerstandes ungeachtet mehrere Forts eingenommen, Städte verheert und viele tausend ruhige unschuldige Menschen theils ermordet, theils verwaiset. Nach einer großen Schlacht, in welcher die Koreer eine gänzliche Niederlage erlitten, und worauf die Hauptstadt eingenommen ward, mußte der König nach China flüchten. Tayko-Sama bewilligte indeß dem Könige von Korea die Rückkunft in seine Staaten, unter der Bedingung, die Truppen von Korea mit den Japanesen gegen China, zu vereinigen. Er ließ in der Hauptstadt ein Corps Japanesen zurück, und so sah sich der König von Korea gezwungen, seinen eigenen Freund und Schutzherrn, den Kaiser von China, zu bekämpfen. Die Chinesen traten zwar jetzt mit Macht auf, allein der Großadmiral war dennoch so glücklich, nach zweien sehr schweren Gefechten einen höchst ruhmvollen Frieden beinahe zu Stande zu bringen. Fünf Provinzen von Korea wurden an Tayko-Sama abgetreten; der Kaiser von China (!) sollte eine seiner Töchter diesem Menschen zur Gemahlin geben; er sollte jährlich einen Tribut an Japan zahlen,

---

*) Charlev. 512.

und die Oberherrschaft anerkennen. Da indeß die letzten so schimpflichen Bedingungen vom Kaiser von China nicht angenommen wurden, so sandte Tayko-Sama noch 50,000 Mann nach Korea, und behielt hierdurch wenigstens dies Land unter völliger Botmäßigkeit.

So hatte denn dieser niedrige Egoist ein großes unschuldiges Volk seinem Dünkel aufgeopfert, als er auf seinen eigenen Neffen anfing Mißtrauen zu setzen. Dieser machte zwar auf mehr als eine Art seine Unschuld klar, allein es war wahrscheinlich, daß es den Tayko-Sama bereits gereuet hatte, ihm so große Vortheile zugestanden zu haben.

Indeß schien es ihm nicht leicht, einen Prinzen, den seine Unterthanen hochschätzten, sofort zu stürzen, und nun hub ein Gewebe von Trug, und der boshaftesten Verstellung an, um ihn in die Falle und in seine Hände zu locken, wovon man kaum unter den ausgelerntesten Machiavellisten etwas geschliffeneres finden würde. Große Feste, prächtige Geschenke, mehrere Zusammenkünfte, innigste Freundschaftsversicherungen, wurden aufgeboten, den jungen Fürsten sicher zu machen *). Bald wollte er ihm den noch zu erobernden Thron von China zutheilen, bald durch eine neue feierliche Ceremonie die Regierung von Japan selbst gänzlich abtreten.

Endlich legte er die Maske ab. Dem, dem er so eben heilig betheuert hatte, Regent von Japan zu werden, befahl er, nachdem er ihm seine eigenen Vertrauten abspenstig gemacht hatte, seine Würde niederzulegen, und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Und da dem argwöhnischen Bösewicht auch dies noch nicht hinreichend schien, sandte er einen zweiten Befehl, daß der unglückliche Fürst sich selbst den Bauch aufschneiden, und sein Haupt ihm übersandt werden sollte. Ja, seine niedrige Wuth fiel über die Frauen und Kinder des Cambacundo; sie wurden hinter einander hingerichtet, weil er glaubte, selbst den Namen eines geliebten Fürsten vertilgen zu müssen.

Seit dieser Tyrannei nahm sein Charakter an Härte so sehr zu, daß selbst die höchsten Kronbeamten sich kaum bei seiner Person sicher glaubten. Zugleich stieg seine Eitelkeit unbegränzt. Er maaßte sich nun an, wie Charlevoir sagt, alle Gesetze, ja, sogar die Religionssachen selbst zu entscheiden.

Die nachmaligen Ereignisse unter diesem ersten wirklichen weltlichen Kaiser führen uns zu weit von unserm Vorhaben ab; es war hinreichend, hier zu zeigen, wie die heutige Regierung entstand.

Es wäre einem solchen Manne wohl nie gelungen, die rechtmäßigen Herren zu verdrängen, und die muthigen hochherzigen Japaner seiner wahnsinnigen Ehrsucht aufzuopfern, hätte er nicht

---

*) Man sehe hierüber Charlevoix I. 598 — 610.

gerade dann zu wirken angefangen, als das Reich in innerer Verwirrung, in bürgerlichen Kriegen verwickelt war.

Indeß haben seine Nachkommen die Früchte seiner Usurpation nicht erlebt. Der Sohn von drei Jahren, welchen er im Alter zeugte, und unter einem Vormunde zurückließ, ward von eben diesem Vormund, der sich zum Kaiser unter dem heutigen Namen Cubo-Sama erhob, verjagt, und kam im Elende um. Hiermit war dann die Familie dieses Weltenstürmers, dessen Emporkommen Millionen unglücklich machte oder vernichtete, in Kurzem selbst vernichtet.

Diese Regierung eines Cubo-Sama oder weltlichen, die wirkliche Macht habenden Kaisers, und jenes geistlichen Nominal-Kaisers ist seit dieser Zeit dauernd geworden. Unter dem Cubo-Sama stehen die Könige und Fürsten der 68 einzelnen Provinzen, in welche Japan getheilt ist. Unter ihnen sind mehrere Klassen; Erbfürsten großer Provinzen, Erbherrn einzelner Distrikte. Sie sind aber gezwungen, nicht nur ihre gesammte Familie als Geißel stets in der Kaiserstadt Jedo zu lassen, sondern sogar selbst jährlich sich dort mit beträchtlichen Geschenken einzufinden, und dort eine Hälfte des Jahrs zu verleben. Dagegen sind sie wirkliche Herren ihrer Länder; sie verpachten die Ländereien, sie empfangen die Einkünfte, halten ihre eigene Kriegsmacht, ihren Hofstaat, unterhalten die Häfen und Landstraßen, und sorgen für die Polizei u. s. w., und da der Kaiser die Nation kennt, so hält er daneben stets aus Argwohn ein Heer von Spionen im ganzen Reiche. Der gnädige Oberherr erzeigt einigen der Fürsten die Ehre seines Besuchs. Die Einladung geschieht drei Jahre zuvor. Unglaubliche Kosten werden dadurch verursacht, und viele Monate darauf verwendet, alles zum Empfange des Monarchen herbeizuschaffen. Um ihn aber gänzlich vor allen Sterblichen auszuzeichnen, ist jeder Fürst verbunden, für den Kaiser bei dem Bade seines Pallasts eine eigene prächtige Thür bereit zu halten, durch welche Niemand, als der Kaiser bei seinem Besuche gehen darf.

Dem Cubo-Sama sind 5 Provinzen als Krongüter eigen; daneben erhält er große Geschenke von jedem Fürsten; einige schätzen seine Einkünfte auf 12 Millionen Thaler.

Er ist unumschränkter Herr von Japan, kann selbst die Erbfürsten mit Härte bestrafen, oder, wenn sie sich ein Verbrechen, besonders gegen die Krone haben zu Schulden kommen lassen, selbst hinrichten lassen. Gewöhnlich werden sie aber nur auf die unfruchtbare Insel Fatsisio verbannt. Diese ist eine der südlichsten Inseln des Reichs, hat Felsenküsten von erstaunlicher Höhe, und die Landung ist so unbequem, daß man behauptet, man könne nur vermittelst einer eigenen Maschine, eines Krahns, die Menschen aussetzen. Das Geschäft der Unglücklichen, welche dorthin verbannt werden, besteht im Weben seidner Zeuge. So

wenig man es erwarten könnte, daß Große, welche gewöhnlich ihre Tage mit Nichtsthun und Nichtsverstehen hinzubringen pflegen, im Stande wären, etwas Außerordentliches in einer ihnen fremden Arbeit zu Stande zu bringen, so sollen dennoch die seidnen mit Gold durchwebten Zeuge von Fatsisio von so vorzüglicher Feinheit und Güte seyn, daß sie unter die für die Ausfuhr streng verbotenen Waaren gehören.

Auf dieser traurigen Insel müssen die großen Staatsverbrecher ihr Leben beschließen.

Die Regierung der Erbfürsten ist nach den Reichsgesetzen bestimmt. Indeß haben sie das Recht über Leben und Tod der Unterthanen, auch ließ ihnen schon jener Usurpator Tayko-Sama alle Titel und Pomp, damit er sich von Königen und Fürsten bedient sähe. „Sie blieben indeß, wie Charlevoix sehr richtig „bemerkt, nur Theaterkönige, welche sein Strahl nach Gefallen „zerschellt."

Die Einkünfte dieser Landesherrn bestehen in Naturalien, welche sie von ihren Pächtern erheben; denn aller Boden gehört auch hier dem Fürsten. Die Pächter oder Bauern geben aber eigentlich gar keine Abgaben nach dem Sinn unserer europäischen Staaten; sie sind verbunden, mit dem Landesherrn zu theilen. Ihm gehört wenigstens die Hälfte, ja in vielen Provinzen gar zwei Drittel. Der unglückliche Landmann muß also seinen Schweiß aufwenden, nur allein, um dürftig das Leben zu fristen, damit der träge Große dadurch ruhig seinen unnützen Hofstaat und sein Serail erhalten, und sich in Schwelgereien wälzen möge!

Daher denn auch in diesem reichen Lande die ungeheure Menge Bettler. Denn die Einkünfte des ganzen Bodens von Japan sind nichts weniger, als gering, obgleich viele Theile der Insel als unfruchtbares Felsenland nicht zu bearbeiten stehen. Alles wird hier, und mit Recht, nicht auf Silber, sondern auf Reiß, als das wichtigste Lebensmittel, zurückgebracht, und darnach berechnet. Ein Man hält 100,000 Koff, und ein Koff, oder 300 Säcke Reiß gilt 5 Siumomes oder Tael; der Tael hält aber 3½ holländische Gulden. Hienach berechnet Kämpfer, daß, da das Reich 2328 Mans, und 6200 Koff Reiß jährlich aufbringt, so betrüge der ganze jährliche Werth 407,410000 holländische Gulden, den Koff 17½ holländische Gulden gerechnet und den Man 175,000 Gulden. Thunberg rechnet in unsern Zeiten die Einnahme des Kubo aus den 5 Kronländern oder Domainen zu 148 Mans und 1200 Koff Reiß; dies gäbe nach obiger Annahme über 32½ Million holländischer Gulden. Carons Berechnung weicht hievon nicht sehr ab; er behauptet daneben, daß der Kaiser nur ⅓ seiner Einkünfte verbrauche, und daß daher seine Palläste von großen Schätzen angefüllt seyen. Freilich ist Carons Nachricht schon alt, und es ist sehr möglich,

daß sich seit dieser Zeit manches mag geändert haben; indeß scheint doch das Ganze ziemlich in dem alten Gleise — wie fast überall im Orient — geblieben zu seyn.

Die Regierung ist zwar völlig despotisch: der Cubo-Sama gibt Niemand Rechenschaft von seinen Befehlen, und diese werden auf das heiligste befolgt. Indeß berathschlagt er doch darüber mit seinem Staatsrathe, der aus 6 Räthen, vorzüglich verständigen, bejahrten Männern besteht.

Die Kriegsmacht Japans ist sehr ansehnlich. So wie die Regierung selbst viel Aehnliches hat mit dem Lehnssystem, so erstreckt sich dies ebenfalls auf das Militair.

Jeder Fürst oder große Proprietair ist verbunden, eine Summe von Soldaten zu halten im Verhältniß der Größe seines Landes und seiner Einkünfte; er muß sie bewaffnen und kleiden. Ein Proprietair, dessen Einkünfte 10,000 Gulden betragen, muß, wie Charlevoix sagt, 20 Infanteristen und 2 Mann Kavallerie stellen. Der Fürst von Firando hatte 600,000 Gulden Einnahme; er hielt 600 Mann zu Fuß und 26 Reuter, ohne die Bedienten, Sklaven, und was sonst zu einem solchen Etat gehört, zu rechnen.

Diesem Verhältnisse gemäß betragen alle Truppen der Könige und kleinen Fürsten 368,000 Mann zu Fuß, und 38800 Mann Reuterei.

Der Kaiser selbst hält für sich 100,000 Mann Infanterie und 20,000 Kavalleristen. Er gebraucht sie besonders als Garnisonen, um der Festungen sicher zu seyn, die übrigen aber, die Kavallerie vornämlich, zu seinen Garden.

Die gesammte Macht, welche Japan mithin stets in Bereitschaft hatte, belief sich auf 468,000 Mann zu Fuß, und 58,000 Mann zu Pferde.

Allerdings eine sehr beträchtliche Armee, besonders, da der Japaner beherzt ist. Bedenkt man indeß, daß die Armee mit dem Feuergewehr, wenn gleich hier nicht unbekannt, wenigstens nicht geübt ist, da man sich gewöhnlich nur sehr großer Bogen mit langen Pfeilen bedient, daß ferner gar keine eigentliche Artillerie bei ihnen bekannt ist, oder doch nicht gebraucht wird, so würde aller Muth dieser zahlreichen Mannschaft schwerlich gegen unser europäisches Militär lange Stand halten.

Nur im Hauen sind sie geübt, und da ihre Säbel, wie zuvor gesagt ist, von ganz ausgezeichneter Güte sind, so möchte die Reuterei wohl den mehrsten Widerstand zu leisten im Stande seyn, besonders, da sie von Kopf bis zu Fuß bewaffnet sind, und außer dem Säbel kurze Karabiner und Lanzen führen.

Die Infanterie ist in Kompagnien getheilt; schon jede fünf Mann haben einen Anführer, und fünf solcher Abtheilungen, oder 30 Mann, einen höhern Officier. Eine Kompagnie von 250 hat 2 Oberofficiere und 10 untere. Ein Capitän kommandirt

das Ganze, und alle Kompagnien stehen unter einem General. (Charlevoix.)

Ist die Macht des Kaisers, sowohl in Rücksicht der Einkünfte, als der ihm zu Gebote stehenden Menschen bedeutend, so ist sie daneben so eingerichtet, daß sie sich leicht vermehren läßt, während dies bei den Königen und Fürsten schwerlich der Fall seyn kann. Jede Gelegenheit in Rücksicht von Forderungen an die Fürsten steht ihm hiezu zu Gebote, dahingegen letztere, auf ihren Grund und Boden beschränkt, ihre Auflagen nicht erhöhen dürften, ohne die Pächter oder Bauern bei dem ohnehin ungeheuern Grundzins gänzlich verarmen zu sehen. Auch hat er das wachsamste Auge, daß ihre Größe dem Kaiserthrone nicht schädlich werde. Da die Fürsten jedes Jahr nach Hofe zu reisen gezwungen sind, und sie ein erstaunliches Gefolge, oft von mehreren tausend Menschen mit sich führen, so werden sie an den Gränzen auf das schärfste visitirt, besonders in Rücksicht der Waffen, die sie mit sich führen.

Damit sich ferner ihre Schatzkammer nicht zu sehr anfülle, sucht der Kaiser jede Gelegenheit zu kostspieligen Festen hervor, die sie ihm zu Ehren anstellen müssen. Ihre Familien leben zugleich stets als Geißel in der Hauptstadt; dies erfordert mithin ebenfalls einen großen Aufwand.

Die Gesetze selbst sind hart; sie treffen ohne Schonung jeden Stand, und fast alle sind mit Blut geschrieben. Sie sind übrigens deutlich und kurz abgefaßt. Wir sahen bereits zuvor, wie auf den Unterschleif von einem einzigen Pfunde Kampfer der Tod folgte, und schon hieraus läßt sich schließen, daß man die Strafen nicht abkaufen könne. Nicht ohne Grund sagt das dortige Gesetz, daß, wenn Abkaufung Statt fände, der Reiche fast völlig unbestraft bliebe.

Zieht ein Japaner nur den Säbel gegen einen andern, so ist die Todesstrafe unvermeidlich; doch kann sie nie ohne Unterschrift des Staatsraths oder des Statthalters vollzogen werden.

Aber unerhört und grausam ist es, wenn selbst die Bewohner einer Straße, in welcher sich ein bedeutendes Verbrechen ereignet, oft selbst am Leben bestraft werden. Dies beruhet auf der Einrichtung der Polizei, nach welcher jeder Bürger für das Betragen seiner Hausgenossen, der Herr für seine Bedienten, der Vater für seine Kinder, und sogar der Ottona oder Aufseher einer Straße für das Betragen der darin Wohnenden einstehen muß. So zwingt dann die Furcht, selbst in die höchste Strafe zu verfallen, jedermann, auf seinen Nachbar ein scharfes Auge zu haben.

Freilich werden hierdurch sehr viele Verbrechen verhütet, und Thunberg behauptet, es gebe wohl kein Land, worin so wenig entwendet, geraubt oder gemordet werde, als in Japan. Dagegen folgt hieraus ein höchst trauriger Zustand des Men-

schen überhaupt. Jeder zittert nicht blos um seiner eigenen, sondern um der Handlungen seiner Umgebungen willen, Tag und Nacht für sein Leben.

Auch schützt selbst Nothwehr nicht einmal vor Todesstrafe. Und diese Strafen sind oftmals von der grausamsten Natur. Zwar werden gewöhnliche Verbrecher mit dem Säbel von den Gerbern hingerichtet: der Gerber ist nämlich hier, als der verachtetesste aller Handwerker, zugleich der Büttel. Es bedarf aber nur eine geringe Erhöhung des Verbrechens, so wird der Missethäter gekreuzigt, oder verbrannt. Es ist eine besondere Auszeichnung oder Gnade, und sie wird gewöhnlich nur Leuten von hohen Familien zugestanden, von seinen eigenen Freunden oder Verwandten hingerichtet werden zu können; eine noch gnädigere Strafe ist aber die Erlaubniß, sich selbst den Leib aufzuschneiden.

Jene auf das schärfste eingeprägte Verantwortlichkeit für die Verbrechen Anderer, jenes harte Verbot, nach welchem kein Japaner bei Todesstrafe das Land verlassen, mithin sich der Strafe nicht entziehen kann, die unerläßliche Nothwendigkeit, den Obern, z. B. den Statthaltern, selbst jede geringste That, jedes geringste Ereigniß zu berichten, und endlich der harte, an wahre Tyrannei grenzende Despotismus des obersten Herrschers, durch die an Anbetung grenzende Verehrung befestigt, dies zusammen genommen, muß nothwendig einen Zustand des Volks hervorbringen, wofür dem wirklich kultivirten Europa, wenigstens vor der Zeit der französischen Revolution, schauderte.

Wozu aber diese Aengstlichkeit in der Polizei verleiten kann, dies zeigt ein neueres Beispiel, welches Hr. v. Krusenstern berichtet.

Einer der Japaner, der durch die russischen Schiffe nach seinem Vaterlande zurückgeführt worden war, ein Mensch von äußerst boshaftem Charakter, hatte sich, wahrscheinlich aus Verzweiflung, daß seine niedrigen Verläumdungen der Russen dort ihm nicht die gehofften Vortheile einbrachten, die Kehle zerschnitten. Er wollte sich das Leben nehmen, allein man verhinderte es, und sandte zu dem Schiffsarzt. Als dieser herbei eilte, ihn zu verbinden, verhinderte ihn hieran die Wache der Japaner, aus dem Grunde, weil der Gouverneur noch nicht davon benachrichtigt sey. Der Verwundete mußte nun in seinem Blute liegen, bis die deshalb abgesandten Banjos anlangten, und auch sodann war es den russischen Aerzten untersagt, ihn zu verbinden; man ließ nun erst einen japanischen Arzt und Wundarzt holen. Wäre die Wunde gefährlich gewesen, so war der Mensch höchst wahrscheinlich verloren.

Eben dieser vorzügliche Seemann gibt uns aber auch ein Beispiel von der Höhe des dortigen Volksdrucks.

Unter den Geschenken, welche von Russischer Seite für den Kaiser von Japan bestimmt waren, befanden sich zwei Spiegel

von außerordentlicher Größe. Auf die Frage, auf was für Weise man diese nach Jedo zu bringen gedächte, ward erwiedert, sie sollten hingetragen werden. Als hierauf bemerkt wurde, daß dies kaum möglich schiene, da wegen der Weite des Weges wenigstens für jeden Spiegel 60 Personen erfordert würden, welche jede halbe Meile abzulösen seyn würden, antwortete der Japaner: „für den Kaiser von Japan sey nichts unmöglich." „Als „vor zwei Jahren" fuhr er fort, „der Kaiser von China dem „japanischen Kaiser einen lebendigen Elephanten zum Geschenk „gemacht, sey dieser ebenfalls von Nangasaki nach Jedo" (also über 170 deutsche Meilen) „getragen worden." Da ist denn freilich die Frage, ob diese Träger wirklich bezahlt worden sind, oder, ob sie, wie wir dies bei der englischen Gesandtschaft in China sahen, von ihren täglichen Geschäften hinweggetrieben, es umsonst zu verrichten gezwungen wurden?

Nach solchen Proben der Unterthänigkeit begreift man leicht, wie die Japaner ihren Kaiser so über alles erhaben glauben können, daß selbst nur die Großen der ersten Klasse des Glücks genießen, des Kaisers Füße sehen zu dürfen, ohne indeß ihren Blick höher richten zu dürfen.

Auf diese Weise bezeichnet man nämlich nach v. Krusenstern die hohe Würde desjenigen, welchen der Kaiser nach Nangasaki gesandt hatte, um mit dem russisch-kaiserlichen Gesandten zu traktiren.

So unbegränzt nun aber die Macht und das Ansehen des Cubo, oder des weltlichen Kaisers uns erscheint, so ist sie dennoch durch den Papst von Japan, den geistlichen Kaiser, den Dairi, einigermaßen beschränkt. In Sachen, wovon man glaubt, daß sie das ganze Reich angehen, zeigte sich vor kurzem ein solcher Fall, eben bei Gelegenheit der russischen Gesandtschaft. Es kam nämlich hiebei nicht blos darauf an, ob der Kaiser den russischen Gesandten in Jedo diesmal annehmen wollte, sondern es war hiebei höchst wahrscheinlich die bedeutendere Frage, ob Japan sich überhaupt mit Rußland auf Handelstraktaten einlassen, mithin die Russen zulassen sollte?

Um dies zu entscheiden, hatte doch der Cubo, oder weltliche Kaiser, zuvor von Jedo aus eine Gesandtschaft nach Miaco an den Dairi geschickt. Er wollte vorher die Willensmeinung des Dairi, für den, obgleich dieser keine executive Gewalt besitzt, stets die Japaner, wegen seiner geistlichen Würden, die tiefste Ehrfurcht haben, wissen.

Der Dairi steht, selbst nachdem ihm die tausendjährige Allgewalt entrissen ist, noch im höchsten Ansehen. Das Volk sieht in ihm, als dem Oberhaupte der Religion, ein überirdisches Wesen, einen Abkömmling der Götter, der Camis; auch sind seine Titel Ten Do, himmlischer Fürst, oder Dairi, d. i. Sohn des Himmels. Deshalb haben sogar die weltlichen

Kaiser ihm, der niemals den heiligen Sitz Miaco verläßt, in früheren Zeiten persönlich ihre Huldigung dargebracht, und noch jetzt zollen sie ihm jährlich durch Hinsendung eines Gesandten und reicher Geschenke ihren Tribut.

Er besitzt daneben sehr bedeutende Einkünfte. Die große Stadt Miaco mit ihrer ganzen Provinz ist seine Domaine; der Cubo=Sama läßt ihm eine ansehnliche Summe aus seinem Schatze zukommen, und was wahrscheinlich dies vielleicht noch überwiegt, so trägt ihm die Ertheilung aller Titel und Würden, selbst die des Cubo nicht ausgenommen, außerordentliche Summen ein.

Die Achtung dieses Oberpriesters gränzt aber nahe an Vergötterung. Die Erde selbst ist zu unheilig, um seine Füße berühren zu dürfen. Er wird, wohin er auch gehen sollte, stets auf Schultern getragen. Freilich ist sein Gang äußerst beschränkt, denn er verläßt nie die Stadt Miaco, ja, nicht einmal seinen päpstlichen Pallast. Nie soll er sich öffentlich zeigen. Sogar seinen Bart und seine Nägel durfte man vormals aus Heiligkeit nicht abnehmen; jetzt thut man dies des Nachts (wo möglich), wenn er schläft. Auch wird alles, was er genießt, jedesmal in neuem Porcellan gekocht.

Dieser japanische Papst trägt über einer Tunica von schwarzer Seide ein rothes Gewand, das wiederum mit einem sehr feinen seidnen Crepflor überhangen ist. Das Haupt ziert eine Art Bischofshut mit herabhangenden Troddeln, wie an unserer Papstkrone.

Um das himmlische Geschlecht der Camis nicht aussterben zu lassen, hat seine Heiligkeit ein Dutzend Gemahlinnen. Eine derselben ist hievon indeß nur als wirkliche, oder wenigstens erste Kaiserin anerkannt.

Miaco, der Sitz des Dairi, hält drei Viertelmeile von Norden nach Süden, und eine halbe Meile von Osten nach Westen, und ist, in einer angenehmen Ebene gelegen, reichlich mit Flüssen versehen. Den nördlichen Theil dieser volkreichen Stadt nimmt der Pallast des Dairi ein; er allein begreift dreizehn Gassen, welche von der übrigen Stadt durch Wall und Mauern abgesondert sind.

In diesem Pallaste sind dann besonders zwei Reihen Wohnhäuser, sechs in jeder Seite, für jede einzelne Kaiserin, nebst noch andern Apartements für die übrigen Beischläferinnen, alle auf das prächtigste meublirt. In jedem dieser zwölf Häuser ward, wie Caron behauptet, noch zu seiner Zeit (und die Sitten Asiens sind nicht so veränderlich, wie die unsers Welttheils) stets zu Abend ein Fest mit Musik bereit gehalten, denn es blieb ein Geheimniß, bei welcher der zwölf Kaiserinnen Se. Heiligkeit den Abend und die Nacht zuzubringen geruhen würden. Kaum hatte aber der Dairi eine derselben mit seiner diesmaligen Wahl beglückt, so eilten alle übrigen Kaiserinnen

nebst ihren Hofdamen und ihren Musikern zu der Beglückten hin, und wünschten ihr dort durch Musik, Tanz und Comödie Glück zu ihrer diesmaligen Auszeichnung.

Wird dem Dairi ein Erbe geboren, dann sucht man 80 der schönsten Damen des Reichs zusammen, um daraus eine Amme zu wählen. Diese Damen werden deshalb sämmtlich von den zwölf Kaiserinnen auf das prächtigste aufgenommen. Tages darauf, nach ärztlicher Untersuchung, wird hievon vorerst die Hälfte wieder, reichlich beschenkt, entlassen. Am folgenden Tage wählt man von neuem unter den 40, und 30 werden entlassen, bis endlich nach neuen Ceremonien und Geschenken unter den 10, drei und zuletzt hievon die wirkliche Amme ausgesucht wird, die den jungen Halbgott aufsäuget.

Mag dies alles freilich den an Unsinn grenzenden Aberglauben der Japaner darlegen, dennoch scheint das Daseyn eines solchen Papsts, oder geistlichen Regenten, in einem asiatischen, völlig despotischen Staate, dem Hauptgegenstande jeder Regierung, nämlich dem Volke selbst nichts weniger als unvortheilhaft. Dieser Dairi bleibt stets eine Art von letzter Schutzwehr gegen völlige Willkührlichkeit des weltlichen Kaisers. Japan hat nur Große und gänzlich abhängiges Volk; Landstände, Volksrepräsentanten und ähnliche Fürsprecher und Bändiger des Willens des Tyrannen gibt es dort nicht. Sind nun, wie dies der Fall ist, die Fürsten oder die großen Proprietäre jetzt völlig unterjocht, so ist der Dairi als heiligstes Oberhaupt der unantastbaren Volksreligion, doch noch eine letzte Zuflucht gegen übertriebene Tyrannei.

In solchem Staate wird nur der criminelle Selbstling, der eigentliche Tyrann, nicht aber der Volks- oder Menschenfreund, diesen Götzen, wäre er sogar nur religiöse Vogelscheu, wegwünschen. Ohne den Dairi scheint das Ganze der Laune eines Einzigen noch bestimmter Preis gegeben zu seyn; und dies führt gerade den verfluchungswürdigsten und zu jeder gerechten Rebellion reifesten Zustand eines Staats herbei. Weit schätzbarer ist hier ein heiliger Vater, als ein unbeschränkter Despot.

Auch in dieser Hinsicht ragt Japan sehr weit über China hinaus. Dort vermögen die Proprietäre durchaus nichts gegen den Kaiser, sie selbst hangen gänzlich von dem einzigen, unfehlbaren Oberherrn ab. Diesem allein gehorcht die gesammte Kriegsmacht, und die Religion erkennt in ihm ebenfalls den einzigen willkührlichen Regulator.

In Japan ist doch die Möglichkeit vorhanden, daß übertriebene Forderungen des Cubo die Großen mit dem vom Volke angebeteten Dairi vereinigen, und so dem Tyrannen den Nacken beugen.

Dagegen strebt nun der Cubo-Sama wiederum den Dairi auf alle Art zu beschränken. Er hält in Miaco hiezu wichtige Aufseher und eine starke Wache.

So bilden sich dann zwei bedeutende Gegengewichte, die wenigstens nicht zugeben, daß die Waage des Volkszustandes gänzlich steige.

In dieser Hinsicht scheint es mir unbegreiflich, wie selbst denkende Männer Japans Despotismus als durchaus fest und unerschütterlich sich gedacht haben. Auch belehrt uns so eben v. Krusenstern, daß dem so nicht sey. Denn jene gänzliche Zurückweisung der russischen Gesandtschaft hatte gleich darauf einen wirklichen Aufstand veranlaßt.

Als Oberhaupt der Religion und des Kultus führt uns der Dairi sehr schicklich zur Religion der Japaner selbst hinüber.

Zwar zählen einige Nachrichten viele Religionen in Japan, vielleicht Unterabtheilungen oder Sekten. Die neuesten und sichersten Berichte bringen sie aber auf drei Religionen zurück.

Die erste, älteste, die Religion des Dairi selbst, heißt Xinto oder Sinto.

Man muß gestehen, daß sie sich der natürlichen Religion, sowohl in Rücksicht ihrer Dogmen, als ihres Kultus ziemlich nähert. Sie setzt ein einziges, erhabenes, unsichtbares Wesen fest, dessen Sitz im höchsten Himmel ist, das aber zu groß, um sich um die speciellen Angelegenheiten der Menschen zu kümmern, keiner Verehrung von ihnen bedarf. Daher haben ihre Tempel keine Bilder oder Vorstellung Gottes irgend einer Art. Dennoch nehmen sie in Sachen von Wichtigkeit stets Rücksicht auf diesen höchsten Gott; denn nur bei ihm schwören sie, oder legen ihre Eide auf ihn ab.

Eine zweite Dogme dieser ältesten Religion ist die Unsterblichkeit der Seele. Sie nehmen einen gedoppelten Zustand nach dem Tode an, einen glücklichen und unglücklichen, je nach dem Lebenswandel des Verstorbenen.

Die Seelen der Tugendhaften gelangen zu einem ruhigen Orte unter dem Himmel, dagegen die Seelen der Gottlosen lange in dauernder Unruhe umherschwärmend leiden.

Ihre Moral ist diesen Sätzen zusprechend. Sie befleißigen sich eines tugendhaften Wandels, und äußern strengen Gehorsam gegen die Landesregierung. Sie scheuen auch deshalb den Tod nicht, da sie sich einer guten Existenz nach diesem Leben zu erfreuen hoffen.

Nach den Lehrsätzen der Sinto-Religion gibt es aber Untergötter vieler Art, die sie von ihren ersten Camis, Halbgöttern, die Urväter der Dairis selbst, ableiten.

Diese, glauben sie, beherrschen die Elemente, und haben auf das Thun und Lassen der Menschen selbst Acht. Sie sind ihnen die specielle Providenz. Indeß gestehen sie auch sogar diesen keine

Bilder oder Statüen in ihren Tempeln zu. Charlevoir, dem daran liegt, überall Spuren unserer Religion aufzusuchen, findet ebenfalls in den Dogmen der Sinto-Religion die Schöpfungsgeschichte der mosaischen theilweise ähnlich.

Der Kultus selbst ist einfach. Sie besuchen die Tempel, Mia genannt (es sollen einige 100,0 0 im ganzen Reiche seyn), mit großer Andacht, und tragen besonders Sorge, sich nie ungewaschen, noch auch in schlechten Kleidern dort einzufinden. Statt aller Götzenbilder ist in der Mitte des Tempels ein gegossener, großer Spiegel von Metall aufgestellt, und einige Streifen weiß Papier, als Sinnbild der Reinheit. Vor den Spiegel stellt sich der Japaner bei seinem Eintritt, und bückt sich mit tiefster Ehrfurcht ganz zur Erde nieder. Der Spiegel, da er ihnen die mindesten Flecken ihres Gesichts darstellt, erinnert daran, daß der Gottheit jeder geheime Flecken der Seele bemerkbar ist; die weißen Papierstreifen spielen aber auf die nothwendige Reinigkeit des Herzens an. Hier verrichtet der Andächtige sein Gebet, gibt einige Opfergeschenke, zeigt sich nochmals dem Spiegel, und nachdem er dreimal mit einer kleinen im Tempel selbst befindlichen Glocke geklungen, verläßt er ihn, um den Rest des Tages vergnügt zu genießen.

Die Anhänger dieser Religion vermeiden das Fleischessen, ferner das Blutvergießen und das Berühren einer Leiche. Wer hiegegen sündigt, ist auf einige Zeit unrein. Auch ist dem andern Geschlechte zu gewissen Zeiten der Zugang zu den Tempeln verboten.

Bei dieser Religion gibt es Mönchsorden, worunter besonders der der Jammabos berühmt ist. Der Name Jammabo bedeutet einen Bergsoldaten; diese sollten für die väterlichen Götter und Länder streiten, und ihren Leib durch Kasteien, Reinigen, Ersteigen der heiligen Berge und Abwaschen im kalten Wasser, der Gottheit würdig machen. Es sind eigentlich devote Eremiten, hauptsächlich in und um die Gebirge von Fusi, deren hohe Gipfel sie alle Monate zur Büßung ersteigen.

Es gibt mehrere Unterabtheilungen unter diesem Orden; die meisten dieser Mönche betteln sich durch das Leben. Sie tragen einen Rosenkranz; das Haar ist bei ihnen nach hinten zu gestrichen und kurz abgeschnitten. Vormals hielten sie sich an die einfachen Sitten ihres Stifters, des Gienno Giossa, der vor 1100 Jahren soll gelebt haben. Anjetzt haben sie mehreres aus der Religion des Budso aufgenommen, treiben auch Magie und dadurch Arzneikunde.

Außer diesen Jammabos gibt es in Japan mehrere Mönchsorden, wie nicht minder Nonnen, welche ebenfalls, gleich den Bettelmönchen, den Reisenden lästig fallen. Unter letzteren sind vorzüglich hübsche Mädchen, die durch Singen und angenehme Unterhaltung die Reisenden belustigen. Sie haben eigene weibliche

Oberhäupter in Miaco. Ihr Anzug ist sehr gefällig. Eine kleine schwarze Kappe, bedeckt mit einem Strohhut, steht dem hübschen Gesichte vorzüglich gut, und schützt gegen die Sonne; daneben reizt ihr schöner, fast unverdeckter Busen, und ihr Ganzes zeigt, daß sie bei allem Schein der Heiligkeit der Sinnlichkeit nicht abgeneigt sind.

Die Sinto-Religion verordnet dann mehrere Feste und Wallfahrten.

Besonders heilig ist unter letzteren die Wallfahrt Sanga, oder wörtlich der Aufgang zum Tempel. Eigentlich sollte man nur die Erhebung zum höchsten Tempel des großen Gottes Tensiso Dai Sin, des großen Gottes des himmlischen Geschlechts verstehen, indeß gibt es jetzt mehrere Wallfahrten nach verschiedenen heiligen Orten.

Die berühmteste bleibt aber stets die Wallfahrt nach dem Tempel der Provinz Jero oder Isio in der Hauptinsel Niphon, zwischen dem See Omi und dem südlichen Meere.

Der Tempel oder Mia selbst ist so einfach, als der ursprüngliche Gottesdienst der Sin. Ein niedriges, mit einem Strohdach gedecktes hölzernes Gebäude auf einer großen Ebene, inwendig nur der erwähnte Spiegel und die Streifen weiß Papier längs den Wänden. Um dieses alte einfache Gebäude stehen über 100 kleine Kapellen, den Untergöttern gewidmet. Jede hat ihren Wächter oder Canusi, und eine sehr große Menge beträchtlicher Gebäude werden rund umher von eigenen sogenannten Tempelherrn zur Beherbergung der unzähligen Pilger erhalten.

Jeder rechtgläubige Anhänger der Sinto-Religion ist verpflichtet, jährlich, oder wenigstens einmal in seinem Leben nach Xinto zu wallfahrten. Nur der Dairi selbst ist jeder Art von Wallfahrt überhoben. Dagegen sendet der weltliche Kaiser, oder Cubo, und die Könige oder mächtige Reichsfürsten zu Anfange des Frühlings (im März und April) eigene Gesandtschaften. Die Geringeren besuchen persönlich die heilige Stätte.

Jeder Pilger bereitet sich durch Enthaltung alles Unreinlichen, worunter selbst das Frauenzimmer gehört, zu dieser heiligen Fahrt.

Ist er dort angelangt, so führt ihn ein Canusi zu dem Tempel des höchsten Gottes. Er wirft sich vor demselben zur Erde nieder, um anzubeten, da er dann nach verrichteter Andacht und dargebrachtem Opfer einen förmlichen Ablaßbrief, Ottowai genannt, von dem Canusi empfängt, wodurch er sich zugleich vor Unglück und Krankheiten das Jahr hindurch geschützt hält; deshalb sucht man den Ottowai mit äußerster Sorgfalt zu Hause zu bringen, und dort auf das heiligste zu verwahren.

Unter den Orden dieser Religion dürfen wir nicht die der Blinden unangeführt lassen. Sie machen gleichsam eine eigene Korporation aus. Einer derselben verdankt seinen Ursprung der Liebe. Ein Dairischer Prinz, Samnimar, liebte eine Prin-

zessin auf das heftigste; sie ward ihm durch einen frühen Tod entrissen; die Größe des unersetzlichen Verlusts badete ihn Tag und Nacht in Thränen, und er verlor dadurch sein Gesicht. Er stiftete darauf mit Bewilligung seines Vaters, des Kaisers, den Orden der Blinden unter dem Namen Bussets-Sato, oder Bussets-Blinde. In neueren Zeiten soll indeß diese Korporation in Verfall gekommen seyn.

Der Feste oder Feiertage der Sinto-Religion oder der Rebi; sind hauptsächlich folgende fünf. 1) Der Soguat, oder der erste Tag des ersten Monats; 2) der Songuats Saunitz, der dritte Tag des dritten Monats; 3) Soguatz Gouitz, der fünfte Tag des fünften Monats; 4) Sitsiguatz Fanuka, der siebente Tag des siebenten Monats, und 5) Kuguatz Kunitz, der neunte Tag des neunten Monats. Größtentheils bestehen sie mit einander in fröhlichen Schmausereien und Glückwünschen.

Die zweite Religion von großer Allgemeinheit ist die des Budso oder Budsdo. Sie ist eine von der Fremde, besonders von China und Indien her eingeführte Religion, und hat mit der der Indier und Siamer viele Aehnlichkeit. Kämpfer hält diese Religion Siaka der Japaner mit dem Gott Budha, oder Fo der Bramanen für einerlei; man kann sie die reformirte Bramanische nennen. Ihre Lehrsätze in Ansehung der Unsterblichkeit und der Höllenstrafen sehen jener sehr ähnlich.

Diese Religion hat eine große Anzahl Bonzen, oder Priester, Nonnen und andere Orden, und diese Pfaffen verstehen es, die Köpfe der Japaner so zu verrücken, daß sie, wie in Indien, sich häufig selbst aufopfern, um eines baldigen glücklichen, ewigen Lebens zu genießen.

Der Hauptgott heißt Amida; er wird oft mit einem Hundskopf und vielen Armen vorgestellt; wir werden bei den Religionen des eigentlichen Indiens bequemere Gelegenheit haben, davon umständlicher zu reden.

Diese Religion hat eine kaum glaubliche Anzahl von Götzenbildern.

Die Wallfahrten nach besonderen heiligen Orten dieser Religion sind weit sonderbarer, als die der Sintos. Denn die Büßenden haben die seltsamsten Proben auszuhalten.

Unweit Nara, einer Stadt, 8 Meilen von Miaco, hebt ein Gebirge an, dessen Gipfel sich in die Wolken erhebt. Auf der Spitze findet sich ein Bonzenkloster, zu dem die Büßenden eilen. Die Bonzen, von der strengsten Lebensart, haben ganz zu oberst ein großes Gerüst, einer starken Schnellwage ähnlich, errichtet. In die Waage des einen Balken setzt sich der Büßende in Gegenwart aller übrigen Pilger. Jetzt drehen sie den Theil der Waage mit dem Büßenden über den unermeßlichen Abgrund hinaus, und in dieser schaudererregenden Lage hebt er sein Bekenntniß

der Sünden an. Wehe ihm, wenn die ernsten Richter Trug und Lügen in seinem Bekenntnisse vermerken! Sie rütteln den Balken, und der Sünder stürzt unwiederbringlich in den Abgrund!

Ueberhaupt üben die Bonzen dieser Sekte hohen Despotismus über ihre Anhänger aus. Ihr Oberhaupt, oder Hohepriester kann binden und lösen, ja selbst die Strafen des künftigen Lebens mehren, oder mildern.

Das Hauptreligionsbuch dieser Lehre heißt Tokekio, oder schlechtweg, Kio, das Buch.

Sowohl diese Bonzen, als die übrigen wichtigen Mönchsorden, haben einen Repräsentanten in Miaco, und erkennen mit einander den Dairi als ihr Oberhaupt an.

Von den wahrscheinlich aus China herübergegangenen Festen verdient das Laternen- oder Lampenfest eine Erwähnung. Man feiert es am Schlusse des Augusts drei Tage lang. Dann, glaubt man, kehren die Seelen der Verstorbenen zu den Ihrigen zurück, und bleiben bis zur zweiten Nacht. Sie werden feierlich an den Begräbnissen mit Laternen an Bambusstangen aufgehängt, empfangen, und große Schmausereien angestellt; denn man wähnet, daß die Seelen, als höchst feine Körper, das Subtilste der Speisen selbst aufsaugen.

Gegen Ende der zweiten Nacht zündet man Kähne von Stroh an den Küsten an, und treibt diese unter großer Musik und starker Erleuchtung um Mitternacht ins Meer. Dies ist das Zurückweisen der Seelen ins Geisterreich. Das Fest selbst nebst den angezündeten Kähnen gewährt einen merkwürdigen Anblick.

Auch den einzelnen Göttern, z. B. dem Schutzgott des Meeres, so wie den Schutzgöttern einzelner Städte, sind besondere Feste gewidmet. Hierunter ist besonders das Fest Matsuri berühmt. Es wird in Nangasaki am Geburtstage des Schutzgottes dieser Stadt, den neunten Tag des neunten Monats mit Gesang, Musik und Schauspielen gefeiert.

Die dritte Sekte, welche in Japan Fuß gefaßt hatte, ist die der Weisen, oder der Anhänger des Confutsee. Kämpfer nennt sie Sinto. Sie bedarf weder der Tempel, noch eines eigentlichen Kultus; die Hauptlehren dieses großen Chinesen sind uns bereits zuvor bekannt worden *). Sie hat seit der Ausrottung des Christenthums abgenommen, obgleich einer der vorhergehenden Kaiser dem Confutsee Tempel errichten ließ. Selbst ihre Bücher sind verboten; wahrscheinlich, weil man die Begünstigung der Missionarien in China, und daher jedes Religionsbuch von dorther für gefährlich ansieht.

Wir dürfen diese Anzeige von der Religion der Japaner mit ihren Hochzeit- und Leichenfesten, als zum Theil zum Kultus gehörend, beschließen.

---

*) Man sehe das vorige Bändchen.

Findet gleich auch in Japan, wie wir sahen, Vielweiberei, besonders bei den Großen, Statt, so wird dennoch eine als die rechtmäßige Frau den übrigen vorgezogen. Sie speiset in Gesellschaft des Mannes, und nur ihre Kinder sind Erben des Mannes.

Bei der Heirath wird, einigen Nachrichten zufolge, auf Vermögen der Braut gesehen; Andere behaupten, der Bräutigam bezahle dem Schwiegervater eine Art Kaufgeld, müsse auch für ein Witthum im Voraus sorgen; ein Vater vieler Töchter werde daher für reich angesehen.

Die Feier der Heirath geschieht auf einem offnen erhabenen Platze vor der Stadt, oder Ortschaft. Man errichtet daselbst ein schönes Gezelt, das inwendig erleuchtet ist. Der Bräutigam und die Braut werden jedes besonders in einem Norimon, oder in einem Wagen mit Ochsen bespannt, unter Musik und Jubel der Anverwandten hinauf geführt. Der Priester tritt vor den innerhalb des Gezelts errichteten Altar, und während er laut sein Gebet verrichtet, zündet zuerst die Braut ihre Fackel an einer Lampe an. Ein gleiches geschieht darauf vom Bräutigam, und nach dieser Trauungsceremonie nehmen beide Theile die Glückwünschungen der Verwandtschaft an. Der Theil der unten am Hügel zurückgebliebenen Gäste hat während dieser Feierlichkeit die Puppen und das gesammte Spielzeug der Braut dem Feuer dargebracht. Beim Herabsteigen vom Hügel opfern die Priester dem Heirathsgotte ein Paar Ochsen und Schaafe, worauf dann das junge Paar unter Musik und Frohlocken zum Hause des Bräutigams geführt wird.

So wie bei den Chinesen, sind Todtenfeier und Leichenbegängnisse wichtige, sehr ceremonielle Angelegenheiten in Japan.

Beide Arten der Bestattung sind hier noch üblich: das Verbrennen der Leichen, und das Beerdigen. Ersteres soll, wie Thunberg sagt, jedoch hauptsächlich nur bei den Vornehmen anjetzt üblich seyn. Große feierliche Leichenzüge sehen sich im Wesentlichsten fast überall ähnlich.

Hier kommen zuerst die Frauen und Freundinnen des Verstorbenen, weiß gekleidet; denn weiß oder grau ist in Japan die Farbe der Trauer; sodann viele angesehene Personen der Stadt, hierauf das Oberhaupt der Bonzen, zu deren Sekte der Verstorbene sich bekannte, reich gekleidet in einem prächtigen Norimon. Ihm folgt ein einzelner Mann, weiß oder grau, mit der Fackel in der Hand. Nach mehreren andern Folgern, singenden Bonzen und Kindern kommt endlich die Leiche, weiß gekleidet, ebenfalls in einem prächtigen Norimon, in der Stellung eines Betenden.

Das Verbrennen selbst geschieht bald auf einem Scheiterhaufen an einem offnen Platze, bald in einem eigends dazu eingerichteten Beinhause mit einem Schornsteine.

Im ersten Falle schwenkt der oberste Bonze, unter Anstimmung eines Gesangs, die von dem Fackelträger genommene Fackel dreimal um den Scheiterhaufen und über die Leiche, und wirft sie von sich. Eins der Kinder, gewöhnlich das jüngste, ergreift sie und zündet den Holzstoß an.

Die Asche wird in ein kostbares Gefäß gesammlet und eine Zeit lang im Hause des Verstorbenen aufbewahrt, zuletzt aber begraben, das Grab mit Blumen bestreut und häufig von den Hinterlassenen, selbst Jahre lang besucht.

Die tiefste Trauer dauert nur fünf Tage, im Ganzen aber trauert man über zwei Jahr. Bei fürstlichen Personen wird in den ersten Tagen keine Musik erlaubt.

Mögen uns selbst die neueren Reisenden die Anlagen und Talente der Japaner nicht ganz ohne Grund rühmen; ihre Geistesentwickelung ist, wenigstens in scientifischer Hinsicht, sehr geringe. In den tiefern Wissenschaften stehen sie fast gänzlich zurück. Ihre Astronomie ist so beschränkt, daß sie ohne die Kalender der Chinesen und Holländer nicht einmal einen Kalender für Japan liefern könnte. Ihr Jahr ist nach dem Monde getheilt. Indeß soll es zu Issis, einem Orte im nördlichen Theile des Reichs, unweit Jedo, woselbst auch die Kalender gedruckt werden, mehrere Astronomen geben, welche Sonn- und Mondsfinsternisse zu berechnen verstehen. Dies war die Aussage der Dollmetscher gegen den Hrn. v. Krusenstern, der diese Gelehrte selbst Issis nennt. Sie sollen in eigenen Tempeln wohnen, und es war sehr zu bedauern, daß das gänzliche Mißlingen der russischen Gesandtschaft ebenfalls verhinderte, diese Männer selbst und ihre Wissenschaften genauer kennen zu lernen.

Daß die Japaner einige Kenntniß vom Aufnehmen oder Vermessen der Länder und Ortschaften haben, bezeugen die Karten von Japan, welche Kämpfer und ebenfalls Thunberg dort, wiewohl gegen das Verbot der Regierung, einhandelten, obgleich sie uns keinen hohen Begriff von ihren geodetischen Kenntnissen beibringen.

Die Rechtsgelehrsamkeit kann in einem Lande, wo die Gesetze sehr bestimmt sind und die Strafen ohne lange Vertheidigung, also ohne Prozeß, auf das schnelleste und härteste erfolgen, fast gar kein eigenes Studium erfordern.

Selbst die Arzneikunde, welche unter den ernsthaftern Wissenschaften verhältnißmäßig noch die meisten Fortschritte in Japan gethan zu haben scheint, ist in dem traurigsten Rückstande. Was kann nämlich ein Arzt ohne Kenntniß des menschlichen Körpers, ohne Zergliederungskunst werth seyn? Diese, sagt Thunberg, ist ihnen gänzlich unbekannt, und ihre Kenntniß der Krankheiten sehr verworren, ja oftmals fabelhaft.

Von der Botanik scheinen indeß die dortigen Aerzte einige Kenntniß zu besitzen. Die Hofärzte, welche Thunbergen besuchten, kannten eine Menge Kräuter, und studirten sowohl des Dodoneens Kräuterbuch, als Johnstons Naturhistorie, auch besaßen sie für die Medicin Woyts Schatzkammer (Gazophylacium), und in der Wundarznei Heisters Chirurgie. Sie hatten diese Bücher von den Holländern gekauft; auch bezeigten sie sich, wie bereits erwähnt ist, äußerst lehrbegierig und dankbar für den Unterricht, den ihnen der würdige Schüler Linnees gewährte.

Außerordentlichen Dank ist aber ganz Japan Hrn. Thunberg schuldig; denn da fast bis dahin das Brennen mit der Moxa oder mit glühenden Nadeln für die wichtigsten Mittel bei mehreren Zufällen, außer der hier häufigen bösartigen Kolik, gebraucht ward, so hat Thunbergs Unterricht sie mit den neueren europäischen Kurmethoden bekannt gemacht. Nur allein durch den Unterricht in Rücksicht des Gebrauchs von dem Merkur bei syphilitischen Krankheiten, welche ihnen vormals unheilbar waren, hat er sich um dieses Reich ein hohes Verdienst erworben.

Und man muß eben bei dieser Gelegenheit den wichtigen Vorzug der Japaner vor den Chinesen sehr lebhaft fühlen, da der dumme Stolz jener kaiserlichen Aerzte sogar bei den sprechendsten Beweisen für den unendlich höhern Werth der europäischen Arzneikunde sich nie zum Selbstgeständniß ihrer Unwissenheit, noch viel weniger zur Annahme scientifischer Zurechtweisung bequemte.

Die hier am häufigsten vorkommenden Krankheiten sind, außer sehr bösartigen Koliken, welche zuweilen mehrere Arten übler Geschwülste zurücklassen, Ruhren, Rheumatismen, Friesel, triefende Augen und Verhärtungen der Drüsen. Auch sind leider beide Arten der Pocken unter ihnen bekannt; von den Kinderblattern bemerkte indeß Thunberg keine sehr starke, entstellende Spuren.

Die Aerzte unterscheiden sich hier dadurch von den Wundärzten, daß erstere den Kopf ganz abgeschoren, letztere hingegen völlig behaart tragen.

Die Medikamente der Aerzte sind einfach, und bestehen hauptsächlich in schweiß- oder harntreibenden.

Das Fühlen des Pulses ist zwar nicht so allgemein und wichtig, als bei den Chinesen, dennoch ahmen sie ihnen hierin nach.

Die Wundärzte sind es hauptsächlich, welche sich auf das Brennen mit der Moxa *) und mit glühenden Nadeln verstehen. Die hiezu gebrauchten Nadeln werden von Gold oder Silber durch eigends deshalb privilegirte Arbeiter verfertigt. Sie sind fast so dünn wie ein Haar. Gewöhnlich wird der Unterleib zu der Operation gewählt. Der Oeffnungen macht man, nach

*) Man sehe das vorige Bändchen.

Kämpfern, etwa neun, die ein ordentliches Viereck bilden. Die Nadel wird zwischen den Fingern in das Fleisch langsam hineingedrillt; man glaubt hiedurch, besonders bei rheumatischen Schmerzen, den Winden Oeffnung zu verschaffen.

Die Philosophie der Japaner beschränkt sich wohl gänzlich auf die Lehren des Confutsee. Dagegen ist ihnen, wie sie vorgeben, ihre eigene Geschichte bis auf 660 vor unserer Zeitrechnung bekannt.

Seit der Zeit ihres ersten Kaisers Syn-Mu zählen sie drei Haupt-Epochen, deren jede mit einer wichtigen Reichsangelegenheit anhebt.

Am Hofe des Dairi wird die Reichsgeschichte niedergeschrieben, und nur diese erkennen die Japaner für ächt.

Ueberhaupt ist, wie gesagt, Miaco der Sitz der Literatur, und hier sind die großen Buchdruckereien.

So wie bei den Chinesen, und vielleicht durch die Chinesen, war diese Kunst in Japan seit vielen Jahrhunderten bekannt. Sie haben indeß selbst noch jetzt nur Platten ohne bewegliche Lettern; und da ihr Papier äußerst dünne ist, so können sie nur eine Seite davon bedrucken.

Stets bleibt es dem Ethnographen ein höchst bemerkens- und erforschenswerthes Phänomen, hier nahe an der Küste von China, von Korea und der Tartarei ein bedeutendes, hochkultivirtes Volk zu finden, das, obgleich dem Aeußern, und auch mehreren Sitten nach, jenen ähnlich, dennoch eine von allen Sprachen dieser Nachbarn gänzlich verschiedene, ja, so weit wir dieselbe kennen, eine wahre Originalsprache besitzt.

Am wenigsten kommt Japans Sprache mit der chinesischen, einsylbigen Sprache überein; sie ist mehrsylbig und hat mit jener nur einige entlehnte Worte gemein.

Unser großer Sprachkenner A d e l u n g fand bei ihr eben so wenig Aehnlichkeit mit dem Mantschurischen oder auch Mogolischen, so sehr auch die Bildung der letztern der der Japaner nahe steht.

Die Japaner schreiben, oder vielmehr mahlen ihre Buchstaben, wie die Chinesen, von der Rechten zur Linken. Ihre Buchstaben kommen mit denen anderer Nationen überein, indeß sagt C o l l a d o, einer der Missionaren, welcher ein japanisches Wörterbuch lieferte, man müsse es sich als eine besondere Gnade von Gott erbitten, der Aussprache des ts der Japaner fähig zu werden.

Die Worte entstehen, wie bei andern ausgebildeten Sprachen, durch Biegung, Ableitung und Zusammensetzung. Umständlicher über die Sprache zu seyn, schiene hier wohl zweckwidrig.

Die Erlernung der Landessprache gehört bei den Japanern unter die Hauptrücksichten der Erziehung. Diese macht freilich in Japan nicht, wie bei uns, eine besondere Wissenschaft, indeß

werden die Kinder früh zur Ordnung, Sittsamkeit und Gehorsam gewöhnt. Die Väter sind übrigens völlig Herren ihrer Kinder, so daß sich ihre Gewalt sogar auf das Leben erstreckt.

Besonders in den Schulen wird auf die Sprache, ihr richtig Schreiben und ihre Ausbildung strenge gehalten. Die Knaben werden früh zu körperlichen Uebungen angehalten, und lernen sehr bald den Bogen und besonders den Säbel führen.

Die Missionarien, welche sich lange in Japan aufhielten, und uns die besten Werke über diese Sprache gegeben haben, finden besondere Anmuth in ihrer Poesie. Japans Dichter zeigen sich vorzüglich in Schauspielen verschiedener Art. Letztere sind, gleich den unsrigen, in Aufzüge und Scenen abgetheilt, auch geht ihnen ein Prolog vorher, der den Plan des Stücks darlegt, ohne jedoch den Ausgang anzuzeigen; sie glauben die Zuschauer auf die Art desto wirksamer zu überraschen.

Die japanischen Schauspiele nehmen ihren Stoff oftmals aus Götter- und Heldengeschichten der Vorzeit. Alles wird mit Musik und Tanz begleitet; es sind in so weit eigentlich Opern. Die Dekorationen sind oftmals prächtig, jedoch stets der Vorstellung selbst angemessen. So sah Kämpfer in Nangasaki ein Schauspiel, worin die rohen, dürftigen Zeiten Japans vorgestellt waren, und hiebei glich das Theater einer elenden Scheure. Dieses Drama hatte 12 Abtheilungen, und ward durch mehrere Tänze, sowohl von Solotänzen, als großen Ballets unterbrochen. Auch kamen dabei verschiedene große Naturscenen vor, z. B. herbei getragene Gebirge, verlarvte Riesen und Feen-Scenen.

Es ist merkwürdig, daß die einzelnen Viertel großer Städte auf ihre Kosten dergleichen Opern aufführen lassen.

Der Tanz ist überhaupt eine Hauptliebhaberei dieser Nation, und man ergötzt die Gäste bei den Gastmählern oftmals durch Tänzerinnen und tanzende Knaben.

Die Musik wird zwar sehr geliebt; allein ihre Instrumente sind mehr für geräuschvolles Geklingel, als für Harmonie berechnet. Trommeln, Pfeifen, Glocken, Schellen übertönen leicht die wenigen und schlechten Saiten-Instrumente. Letztere, wovon uns Kämpfer mehrere Abbildungen mitgetheilt hat, sehen unsern Cithern und Lauten, oder auch Hackebrettern, ähnlich, und bringen mehr ein Geklimper, als wirkliche Musik hervor. Das Frauenzimmer beschäftigt sich indeß damit zum Zeitvertreib; sie schnellen die Finger nur gegen die vier Saiten des Instruments.

Die Mahlerei der Japaner hat mit der der Chinesen viel Aehnlichkeit, doch stellen sie nur wirklich in der Natur vorhandene Dinge vor, z. B. Thiere, Gewächse. Thunberg sah doch ein Kräuterbuch, das sehr gute, ja schöne Abbildungen enthielt.

Ihrer Baukunst ist bereits zuvor, und nicht sehr zu ihrem Lobe, gedacht worden.

Bevor wir diese merkwürdigen Insulaner verlassen, verdienen hier noch einige besondere Gewohnheiten von ihnen angezeigt zu werden.

Sey es Bescheidenheit, wie mehrere Reisende behaupten, oder Laune, genug, der Japaner trägt die schönsten, reichsten Kleider nicht außerhalb seines Hauses, oder beim Besuch der Fremden.

Die Ceremonien sind bei den Besuchen ebenfalls sehr weitschweifig, fast chinesisch. Es ist aber bemerkenswerth, wie die Japaner seit ihrem Bekanntwerden mit den Europäern den Gebrauch des Tabacks so hoch treiben, daß selbst das Frauenzimmer stark raucht, ja, daß jedem Gast sofort eine eigene Geräthschaft zum Rauchen vorgesetzt wird; hierunter auch ein eigenes Spucknäpfchen.

Der Frau werden die Füße nicht verkrüppelt, auch ist sie nicht so eingekerkert, als in China; sie zeigt sich wenigstens bei Familienbesuchen und Gastmalen, und da dennoch die Japaner Polygamen sind, ja sogar der widernatürlichen Liebe ergeben, so bleibt es desto merkwürdiger, daß dennoch Ehebruch, und daher die darauf haftende Todesstrafe, so wie die Ehescheidungen äusserst selten vorkommen. Ja man hat mehrere Beispiele von der entschiedensten Anhänglichkeit und Treue der Weiber.

Ebenfalls sahen wir zuvor Beweise von seltner Kindesliebe, obgleich das Recht der Väter hier fast noch weiter geht, als in China. Denn der Vater kann auch hier das Kind sogar verkaufen, ja schon in der Geburt ersticken. Es scheint aber mit eben diesen harten Vaterrechten in Widerspruch zu stehen, daß dennoch die Kinder selten körperlich gezüchtigt werden, und daß die Haupttendenz der Erziehung auf wirkliche moralische Ausbildung abzweckt.

Sonderbar ist es, wie der Japaner, je nach dem Anwachs seiner Jahre und seiner Tage, seinen Namen wechselt. Nicht nur der Jüngling, der Mann und Greis, sondern eben dasselbe Individuum nimmt, reich geworden, einen andern Namen an, als es in der Armuth hatte *).

---

*) In Ansehung der zuvor mehrmal vorkommenden Münzen Japans, verdient es wohl angezeigt zu werden, daß dort zwei verschiedene Kobangs in Rechnung kommen, der alte und der neue, jetzige Kobang. Thunberg rechnet 1 Kobang zu 6 Thaler, allein den alten Kobang von feinem Golde setzt er zu 10 Tael oder 10 Thaler; ein Maas, welches 10 Konderyn enthält, beträgt 1/10 Thaler; also etwa 2 ggr. 5 pf. Den Itzibo rechnet Kämpfer zu einem Dukaten.

Dies wären etwa die Hauptzüge einer Nation, bei welcher die insulare Lage, verbunden mit der Bildung des Landes, wohl der Hauptgrund von ihrer beibehaltenen Originalität ist.

Himmelsstrich und körperliche Bildung findet sich hier offenbar dem nahen Nachbar auffallend ähnlich. Auch ist Asiens Despotismus freilich hier hart, ja in einiger Rücksicht sogar härter, als in China; allein er ist von völlig verschiedener Natur, so wie die Natur selbst.

Japan ist nicht nur eine Insel, es ist zugleich ein sehr gebirgiges Land, von Süden nach Norden mit hohen Bergen überlaufen, und von vielen Vulkanen, theils unterbrochen, theils umgeben. Hier ist daher die rauhe Kraft des Gebirgsbewohners, und des von den übrigen verweichlichten Asiaten durchs Meer getrennten Menschen zum Theil aufrecht geblieben, und, wenn einmal der Despotismus und das ihm nahe gelegene Lehnssystem hier eingeführt worden war, so brach dies nicht die Mannheit der Nation, es gab ihr nur eine andere, freilich oftmals sehr schiefe Richtung.

Bot hiebei die Religion jener, in dem physikalischen Klima liegenden Härte und Festigkeit die Hand, so mußten sich hier Phänomene zeigen, wie sie das gegenüber gelegene Continent schwerlich aufzeigen konnte.

Hatte sich einmal der Japaner einem einzigen Herrscher hingegeben, sah er diesen selbst als ein von Göttern entsprossenes Geschöpf an, dann hielt er die Größe und Macht dieses Herrn für seine eigene Größe; er fand sich in dem Pomp und der Macht dieses ihm angehörenden Halbgottes selbst geehrt.

Von der Natur zu Entbehrungen abgehärtet, ließ er sich es gefallen, seinem Despoten selbst zwei Drittel seines Schweißes aufzuopfern, und hierdurch den Pomp und Glanz seines Tyrannen, als auf ihn selbst zurückstrahlend, zu erhöhen.

Alles, was mithin sich diesem Oberherrn widersetzte, ward von dieser tapfern Nation, der die Religion jeden ehrenvollen Tod als einen glücklichen Uebergang in ein besseres Leben ansehen lehrte, mit der kältesten Lebensverachtung bekämpft.

Glücklich für die umliegenden Länder, daß ein solches Volk von ihnen durch das Meer getrennt war! Sahen wir doch zuvor, wie jener principlose Usurpator Toquiriro, sobald er die Japaner zu seiner Eroberungssucht auf dem festen Lande von Asien mißbrauchte, sie in eine unwiderstehliche, ihre eigene Nation brandmarkende Bande von Straßenräubern verwandelte, die ohne Veranlassung Millionen unglücklich machte, die größten Reiche zittern ließ, und zum Theil wirklich verheerte.

Benebelt von der schändlichen Eroberungssucht ihres Oberhaupts, verspritzten sie ihr Blut, als gälte es wahrer Ehre und Vaterland.

Wars übrigens ein Glück für das continentale Asien, eine

solche Nation durchs Meer von sich abgerissen zu sehen, so genoß dagegen Japan den großen Vortheil, von den Schwächen und der traurigen Erschlaffung der Chinesen sich nicht angesteckt zu sehen, und nicht mit ihnen von ihrer Urkraft herabzusinken.

Und so übel wir Europäer es auch den Japanern ausdeuten mögen, so scheint es doch, daß von der Seite des großen Einflusses, welcher durch die Verbindung mit andern Nationen erwächst, die Isolirung Japans nicht gerade völlig tadelnswerth zu achten sey.

Japan ist ein mit allen Bedürfnissen des Lebens reichlich versehenes Land; es ist dabei in sich ruhig: hat hieran nun auch der Despotismus leider viel zu großen Antheil, so kann man es dennoch nicht ableugnen, daß der Privat-Charakter der Japaner unter einander bei weitem nicht der schlechteste ist. Betrug, Ehebruch, Dieberei, Todtschlag und ähnliche Verbrechen sind, nach den Zeugnissen aller Reisenden, dort unendlich seltner, als in dem übrigen Asien. Die Grundlehren der Hauptreligion zwecken unwidersprechlich auf häusliche Tugenden und auf Sittlichkeit ab.

Die traurige Erfahrung lehrte aber die Japaner, wie selbst die Missionäre, freilich nur durch Mißbrauch unserer Religion, dort bald zu Empörungen oder wenigstens zu Mißvergnügen gegen die Regierung, also zu Störung öffentlicher Ruhe Anlaß gaben. Zugleich sahen sie, wie der schmutzigste, mit der kränkendsten Niedrigkeit innigst verbundene Wuchergeist der Europäer und Chinesen, ihr eigenes Volk zu der verworfensten Gewinnsucht, zu dem strafbarsten Betrügen der Regierung und Hintergehen aller Gesetze verleitete.

Jetzt frage man ruhig, ob jenes strenge Absondern von den übrigen Nationen, jenes Verzichtthun auf höhere europäische Kultur, diesen Insulanern so sehr zu verübeln stehe? Wenn die Verbindung mit einer fremden Nation, einem sich selbst genügenden Reiche zugleich mit der höhern Kultur, unausbleiblich, verderbliche Laster einimpft, dann scheint die Frage über die Zulassung dieser fremden, hochcivilisirten und hochlasterhaften Nation wohl ziemlich überflüssig.

Wer würde wohl nicht das köstlichste, ambraduftende Gefäß verstopfen, wenn die Pest zugleich unter dem herrlichsten Rauchwerk verlarvt, daraus hervordampfte? Würden nicht viele Millionen glücklicher seyn, wenn sie die Feinheit, die Gewandtheit, die sogenannte hohe Kultur eines fremden, den verschmitztesten Bosheiten und raffinirtesten Lastern ergebenen Volkes nicht mit ihrer ursprünglichen rohen Biederkeit vertauscht hätten?

Man sehe nur, wie Rom, dieses professionirte Raub- und Mordvolk, die sogenannten Barbaren, denen es mit den Waffen in der Hand durch seine höhere Kultur, seine Sprache, seine Gesetze, Sitten und Verheerung die Ehre erzeigte, sie zu civili-

siren, ins Sklavenjoch schlug und unter unabsehliche Calamitäten begrub!

Aus diesem Gesichtspunkt angesehen, ist Japans insulare Lage von hohem Werth, und selbst das Absondern dieser Nation von dem Verkehr mit andern Völkern, ja selbst das Verbot des Auswanderns erscheint wenigstens nicht in einem so widrigen Lichte, und der Nation selbst so nachtheilig, als Anfangs. Japans Bewohner besitzen, wie wir sahen, neben ihrer innern Kraft, den Geist edlerer, wissenschaftlicher Neubegierde. Sie schätzen die Talente des Europäers, und suchen sie selbst für ihre Insel zu benutzen. Steht es daher nicht zu vermuthen, daß dereinst in spätern Zeiten dies kühne, talentvolle Volk erwachen, ihrer Despotie Schranken setzen, und sich durch eigene Energie und Gescheidtheit zu einer höhern Staffel von Nationalglück erheben werde?

Japans Herrschaft erstreckt sich auf ein ihm nördlich gelegenes, ansehnliches Land, welches für uns nur erst seit dem Ende des letzten Jahrhunderts in ein helleres Licht getreten ist. Die Holländer erwarben sich bereits vor mehr als 160 Jahren das Verdienst, diese rauhen Weltgegenden näher zu untersuchen. Im Jahre 1643 sandten sie 2 Schiffe, unter der Führung des Capitain Vries, von den Molucken aus. Er lief über Japan hin, gelangte unter dem 42sten Breitengrade an das Land Jesso, segelte längs dessen südöstlicher Küste, entdeckte dort die von ihm so genannten Staaten- und Kompagnie-Länder, ging durch die beide trennende Vriesstraße, und drang bis zum 49sten Breitengrade zur Bay Patientia; höher erlaubten ihm die Nebel und das böse Wetter nicht zu gehen. Seine Nachrichten, wenn gleich damals sehr schätzbar, blieben lange unbenutzt.

Nur erst 1787 gab der berühmte la Perouse dem Lande seine völlige Entwickelung. Er stieg zwischen der Küste der Tartarei und der Insel Sagalien fast bis zum 53sten Breitengrade hinauf, und schuf gleichsam hier eine neue Weltgegend.

Ihm folgte fast 10 Jahre später der engl. Capitain Broughton, und machte sich ebenfalls um diese wenig bekannte Weltgegend sehr verdient.

Endlich ist nur erst jetzt, durch die trefflichen Arbeiten der Russen unter von Krusensterns Leitung, nun der größte Theil dieser Länder bestimmter hervorgegangen. Das äußerste Norden von Sagalien, Cap Elisabeth, unter 54° 23′ nördlicher Breite und 142° 50′ Länge von Greenwich (der neuen Karte nach), ist umsegelt, und die ganze Ostküste dieses großen Nordeilandes geographisch niedergelegt.

Aus dieser, für unsere Absicht vielleicht schon zu umständlichen Anzeige der Geschichte dieser Entdeckung ergibt sich bis jetzt Folgendes.

Das Land, welches wir Jesso nennen, besteht aus bedeutenden Inseln, die nur durch eine Straße von etwa 4 bis 5 deutschen Meilen, die Straße Sangar, in Süden von dem nördlichen Japan getrennt sind. Sie selbst zerfallen wiederum in zwei Hauptinseln, in die Insel Matsumai oder Jesso, auch Tschika genannt, und in die weit größere, nördliche Insel Tschoka oder Sagalien.

Wir sehen der genaueren Bestimmung sowohl des Landes, als seiner Produkte und Bewohner, durch die letzte russische Weltumseglung, jetzt begierig entgegen.

La Perouse lehrte über die von ihm befahrne Westseite hauptsächlich folgendes:

Oben unter dem 52sten Breitengrade, fand der von ihm aus der Bay Castries (51° 29′ nördl. Breite und 139° 41′ östl. von Paris) an die Küste Asiens ausgesandte Capitain Boutin, eine enge Verschlemmung des Meeres, die das weitere Hinaufgehen zur nördlichsten Spitze Sagaliens verbot. Von Krusenstern hat sie, von Osten herkommend, jetzt, so zeigt es seine neueste Karte, so hoch ganz umfahren und bestimmt, als es hier so eben angezeigt ist. Von dieser Nordspitze, Cap Elisabeth oder Ere kagean, an, läuft Sagalien bis zum Cap Crillon (45° 57′ nördl. Breite und 140° 34′ östl. von Paris) nach Süden, also fast durch 9 Breitengrade hinab, bildet hier eine große Gabel durch das gegenüber gelegene Cap Aniva, und wird, durch la Perousens Straße, von der zweiten Insel, Tschika, getrennt.

Sonderbar, ich möchte sagen insektenförmig, ist dieses Sagalien gebildet, wenn man die beiden Vorgebirge in Süden für die Freß- oder Fangzangen, den langen, schmalen Isthmus der großen Bay Patientia für den Hals, und den nördlichen, breitern Theil für den gestreckten Körper ansähe.

Die Westküste, welche la Perouse sah und besuchte, beschreibt er und der Schiffsarzt Rollin.

Von der Ferne schien das Land nur aus unfruchtbaren Felsen zu bestehen, worunter einige ein vulkanisches Ansehen hatten. Daher benannte la Perouse eins dieser Gebirge Pic Lamanon, da dieser Gelehrte ein besonderes Studium der Vulkane gemacht hat. Rollin beschreibt indeß das Land, nachdem es den Franzosen mehr bekannt worden war, als gut bewaldet und gegen die Mitte zu erhaben, an den äußersten Theilen flacher und des Anbaus fähig. Die Vegetation, sagt er, ist kraftvoll. Fichten, Weiden, Eichen und Birken bilden beträchtliche Waldungen. Das Meer ist sehr fischreich und die Flüsse und Bäche wimmeln von den besten Lächsen und Forellen.

Die Bewohner sind von mittlerem Wuchse, jedoch vielmehr klein als groß, selten über 5 Fuß 3 Zoll Pariser Maas, dafür aber untersetzt und männlich, ihre Muskeln und Züge stark ausgesprochen. Der Kopf ist groß, das Gesicht breit und runder, als bei uns Europäern; die Physiognomie lebhaft und ganz

angenehm, wenn gleich das Ganze gerade weder regelmäßig noch graciös. Die Backen sind stark, die kurze Nase rund, die Augen hingegen gut gespalten und von mittlerer Größe, bei einigen blau, bei mehreren schwarz. Die Augenbraunen sind stark, der Mund von mittlerer Größe. Bei einigen war die Oberlefze blau tatowirt. Sie haben schöne und gut gereihete Zähne, ein rundes wenig hervortretendes Kinn. Die kleinen Ohren durchbohren sie, um Ringe und Glaskorallen darin zu tragen.

Die Weiber sind feiner und besser gebauet, die Physiognomie ist aber von der der Männer nicht sehr verschieden. Die Oberlefze haben sie gänzlich blau tatowirt. Ihr langes, schwarzes Haar tragen sie schlicht herabhangend.

Die Farbe der Haut ist dunkel (bazané) und selbst die Nägel (sie lassen sie lang wachsen) sind dunkler als bei uns.

Diese Insulaner sind stark behaart, und ihr langer, dichter Bart gibt besonders den Alten ein ehrwürdiges Ansehen; auch äußerten die Jungen große Achtung für sie. Die Männer trugen das Haar, welches doch bei einigen kastanienbraun war, rund, etwa zu sechs Zoll, und vorne en vergette geschnitten. (Rollin.)

Ihre Kleidung hat Aehnlichkeit mit einem Fuhrmanns-Rock, vorn geknöpft und mit einem Gürtel befestigt. Er besteht gewöhnlich aus Fellen oder aus wattirtem Nanking, den sie aus Weidenrinde selbst verfertigen. Ein solches Kleid reicht bis über die Wade und ist bei beiden Geschlechtern von einerlei Art. Sie tragen kurze Stiefeln aus Seehundsfellen, der Arbeit und Form nach chinesisch.

Dieser Vorstellung zufolge, scheinen sie den sogenannten behaarten Kurilern *) nahe zu kommen, und dies träfe mit der Lage des Landes sehr gut zu.

In ihrem Gürtel tragen sie, wie die Chinesen und Japaner, ihr Messer, und kleine Beutel oder Taschen, welche das Feuerzeug und die kurzen Pfeifen nebst Taback enthalten, denn sie rauchen viel.

Ihre Wohnungen sind nur klein, jedoch auf starken Sparren ruhend, und oben mit einem Giebeldache versehen, von 14 bis 15 Fuß Höhe. Alles ist sehr fest gebauet und sowohl an den Seiten als zu oberst mit Baumrinde und Stroh, wie bei unsern Bauernhäusern, gut und dicht gedeckt. In der Mitte des Hauses findet sich eine kleine Erhöhung von etwa 6 Zoll; sie dient zum Heerde. Längs den Seiten laufen aber Erhöhungen von mehr als einem Fuß Höhe, dies sind ihre Schlafbänke; sie werden deshalb mit Matten bedeckt. Ueberhaupt sind ihre Hütten mit vieler Intelligenz gebauet, um gegen die Kälte zu schützen.

---

*) Man sehe das 8te Bändchen. Georgi hat eine gute Abbildung dieser Kuriler gegeben.

Von Hausrath finden sich eiserne Kessel, hölzerne Löffel und Gefäße von Birkenrinde, und kleine Eßstäbchen, wie bei den Chinesen. Ihre Mahlzeiten halten sie Mittags und Abends. Im südlichen Theile der Insel sind die Wohnungen sorgfältiger eingerichtet; sie sind gedielt, und man findet japanische Porcellan-Gefäße; auf letztere setzen sie einen sehr hohen Werth; wahrscheinlich können sie sie nur mit Mühe und Kosten erhalten.

Diese Völker sind keine Landbauer; sie leben blos von der Fischerei und der Jagd. Jede Familie hat deshalb ihr eigenes Fischer- und Jagdgeräthe, wie auch Canoes oder Piroguen. Auch haben sie große Fischmagazine, wahrscheinlich zum Theil zum Tauschhandel; sie stehen mit den Tartaren am Flusse Amur oder Sagalien deshalb in Verbindung.

Ihr einziges Hausthier ist der Hund. Er ist von mittlerer Größe, langhaarigt, mit aufrechten, spitzen Ohren und spitzer Schnauze, gibt einen hellen Laut, ist aber nicht sehr wild.

Da sie auch den Wallfisch benutzen, und den Thran aufbewahren, so haben ihre Cabanen einen höchst widrigen Geruch. Dagegen waren ihnen unsere Parfümerien sehr zuwider.

Merkwürdig bleibt es, in dieser rauhen, isolirten Weltgegend ein sanftes, zutrauliches, und vorzüglich gescheidtes Volk vorzufinden.

Diese Insulaner waren unter allen nicht eigentlich civilisirten Völkern, welche la Perouse besucht hatte, die einzigen, bei denen man Weberstühle vorfand. Sie sind zwar klein, aber doch vollständig und tragbar.

Um das Haar der Thiere, die Rinde der Weiden und der großen Nessel zu spinnen, bedienen sie sich der Spindel.

Bewundernswürdig war ihre Fähigkeit, die Fragen der Franzosen zu verstehen, und sich ihnen wiederum verständlich zu machen. Die Unterhaltung, welche la Perouse mit mehreren dieser Insulaner hielt, betraf die Bildung und Größe ihres Landes und der umhergelegenen Länder. Sie deuteten nicht blos durch Zeichen an, wie sie von den Tartaren, den Mantscheous, getrennt seyen, wie sie auf einer großen Insel wohnen, wie groß der Kanal zwischen ihnen und dem Continente sey, sondern einer von ihnen nahm sogar die Bleifeder der Franzosen, und entwarf gar kein unrichtiges Bild von der Insel Sagalien. Auch deuteten sie genau die Mündung des großen Flusses Amur an, und zeigten, wie weit sie darin vordringen müßten, um mit den Mantscheous zu handeln.

So viel man bei der kurzen Frist des dortigen Aufenthalts schließen konnte, schienen sie nur patriarchalisch, familienweise regiert zu werden. Sie zeigten durch tiefe Verbeugungen ihren Gruß und besonders ihre Dankbarkeit für die ihnen gemachten Geschenke, wählten aber stets das Nützlichere vor dem mehr in die Augen Fallenden, Eisen und Geld war ihnen zwar überhaupt

das liebste, dabei kannten sie aber die Abstufungen des Metallwerths sehr genau: Silber stand bei ihnen am höchsten, hierauf das Kupfer und zuletzt das Eisen.

Höchstwahrscheinlich stehen diese Völker mit Japan durch die nachfolgende südlichere und kleinere Insel Tschika mittelbar in Verbindung.

Tschika oder das eigentliche Land Jesso oder Matsumai, ist durch die von la Perousen bestimmte und nach ihm benannte Straße getrennt.

Von dem äußersten, südlichsten Punkt Sagaliens, Cap Crillon, bis zu dem nördlichsten von Jesso beträgt der Abstand nur etwa 12 Meilen (lieues). Hat la Perouse diese Straße selbst genau bestimmt, so fehlten uns bis dahin die Umrisse von Jesso in Westen fast gänzlich, und v. Krusenstern hat das große Verdienst, diese ganze, vielbuchtige Küste genau erforscht und bis zur Straße Sangar niedergelegt zu haben; unter mehreren hat er vorzüglich die große Bay Stroganof genau dargestellt.

Von der Ostseite dieser großen Insel verdankt die neuere Erdkunde die genauere Bestimmung des südlichsten Theils, nebst der darin gelegenen großen Bay, der Volcano Bay, und ihrem Hafen Endermo, der vorzüglichen Bemühung des Engländers Broughton.

Die Insel Tschika oder Matsumai ist von einer sehr unregelmäßigen Gestalt; sie dehnt sich weit von Westen nach Osten, vom 140sten bis 146° 20′ östl. von Greenwich aus. Hier in Osten sieht man bald nach einer kleinen Insel, la Perousens Canal du Pic, der sie von der schmalen aber langen Insel Atorky, das Staatenland des de Vries, trennt. Bis zu der bald zu erwartenden weitern Aufklärung über dieses merkwürdige Land durch die Fortsetzung der von Krusensternschen Weltumsegelung, mögen wir uns mit dem begnügen, was Broughton durch seinen Aufenthalt in der Volcano Bay davon mitgetheilt hat.

Diese weite Bay führt mit Recht diesen Namen, da ihre Küsten drei Volkane enthalten. Einer dieser Volkane warf 1797 Feuer aus, und seine Westseite war gänzlich mit Bimsstein bedeckt. Die Bay ist an der Ostseite gelegen, und dringt tief in das Land hinein. Ihr Hafen an der Nordostkante, unter 42° 19′ 29″ nördl. Breite und 141° 7′ 36″ östl. von Greenwich, ward von den Eingebornen Endermo genannt, und ist gegen alle Winde sicher.

Wenige Länder gewähren eine schönere Ansicht, als die Nordseite der Bay, durch die Abwechselung des Landes und der Baumarten. Auf dem fruchtbaren Boden sah man neben der Fichte und Tanne, Pappeln, Elmen, Eichen, Birken und Buchen, außer einer sehr großen Verschiedenheit von Gesträuch.

Von Vögeln ward man Adler, Krähen, Tauben, gelbe

Hänflinge, wilde Gänse und Enten, Strandläufer, Reiher, Meerschwalben und anderes Seegeflügel gewahr. Von vierfüßigen Thieren aber Bären, Füchse, Rehe, Kaninchen, Pferde und Hunde; indeß fand man bei den Einwohnern mehrerlei Pelzwerke.

Noch zahlreicher waren die Arten der Fische: Wallfische, Delphine, Schwerdtfische, Cabeljau, mehrere Arten Stachelbäuche oder Kugelfische, verschiedene Seekrebse und Seesterne, wie auch Schildkröten.

An der Südseite, also gegen Japan über, ist der Hafen Matsumai, nebst der japanischen Stadt gleiches Namens gelegen. Sie ist beträchtlich und breitet sich längs der Küste aus, auf einem aufsteigenden Boden, untermischt mit Gärten und Bäumen. Die Häuser sind von Holz mit Stein gedeckt, und die der Vornehmen mit Stücken von vielfarbigem Tuche geziert. Dies ist auch der Fall bei den Tempeln. Es liegen hier stets viel japanische Junken und eine Militärwache zeigte sich bald aus Besorgniß am Ufer mit fliegenden Fahnen.

Der Bewohner des Landes Jesu oder Jesso, der weit entschiedener unter der Botmäßigkeit von Japan steht, als der von Sagalien, ist dennoch letzterm ziemlich gleich. Kurz, untersetzt, bei auswärts stehenden Beinen, mit sehr starkem Barte, der den größten Theil des Gesichts einnimmt, ebenfalls am ganzen Körper, selbst schon im mindern Grade bei den Kindern, stark mit Haaren bedeckt, zeigt sich auch hier der behaarte Kurile. Das schwarze, buschige Kopfhaar trägt der Mann rund um den Kopf kürzer als die Frau. Der Mund, die Stirn und der Rücken der Hand sind tatowirt. Die Frauen hatten eine angenehme Gesichtsbildung.

Die Kleidung, von der innern Baumrinde gewebt, besteht in einem weiten, bis zu den Knien hinabreichenden Gewand mit einem Gürtel befestigt, in welchem sie ebenfalls ihre Messer, Tabackspfeifen und Beutel tragen. In heißem Wetter legen sie diese Kleidung ab, bis auf ein breites Tuch um die Hüften. Die Kleidung der Weiber ist nicht sehr von der der Männer verschieden; bei einigen bestand sie aus Seehunds- oder Hirschfellen, war auch mit blauem Tuche verziert. Einige trugen Glaskorallen um den Hals und silberne Ohrringe.

Ihr Betragen war sittsam, zurückhaltend, wie es diesem Geschlechte zukommt.

Die Männer grüßten durch eine sehr tiefe, demuthsvolle Verbeugung, setzten sich kreuzweise nieder, streichelten ihren starken Bart und streckten dabei die Hände gerade vorwärts.

Die Wohnungen waren denen auf der nördlichen Insel ähnlich. Ueber dem Feuer hingen kupferne Pfannen zum Kochen, auch sah man Gerüste zum Fischtrocknen. Denn auch bei ihnen besteht die Hauptnahrung in gedörrten Fischen, und Seegrase mit Oel von der Leber des Stachelfisches. Wiederum genießen

sie mehrere Arten Zwiebeln, wie auch Beeren, hierunter waren auch Trauben.

Man fand in Käfigten eingeschlossene junge Adler und Bären, Broughton glaubt zur Nahrung, da sie sie eben so wenig verhandeln wollten, als die getrockneten Fische.

Einigen, wiewohl unbedeutenden Anbau von Maiz und Hirse traf man doch an.

Ihre Böte sind aus der Fichte, mit Moos ausgestopft und mit Weidenstricken zusammen genähet. Hieraus bestehen gleichfalls ihre Netze und Stricke. Waffen, Harpune und übriges Metallgeräth erhalten sie von den Japanern. An diese verhandeln sie besonders viel eßbares Meergras.

Im Ganzen machen sie eine harmlose, gutartige Menschenrace, die aber so sehr von den Japanern unterdrückt gehalten wird, daß sie selbst nur furchtsam und leise sprechen. In ihrer Sprache kommen viele japanische Worte vor. Ihre Oberherren hielten sie zurück, sich mit den Engländern auf irgend eine Weise näher einzulassen. Die Japaner hatten hier Gärten und Pflanzungen angelegt.

Im Süden von Japan finden sich die Inseln Likeo, oder wie die Japaner, welche auch über diese Inseln ihre Oberherrschaft behaupten wollen, sprechen, Rieukeu. Sie sind in mehrere Gruppen vertheilt. Die Japan am nächsten heißen die kleineren, die weitesten die großen Likeoso, und eine noch südlichere Gruppe wird Madjecosemah genannt. Diese letzteren Inseln sind tributair.

Sie zeigen ebenfalls deutliche Spuren ihrer Volkanität, es gibt selbst völlige Schwefel-Inseln darunter. Im Ganzen bildet sich von Japan aus eine lange Inselkette oder Folge submariner Gebirge, bis zu den Philippinen hinab. Und wenn man einen höhern Standpunkt, und daher größern Horizont denkt, so steigt bereits von Kamtschatka und den Kurilen ein ungeheurer Inselwall, an welchen sich eine zweite Sprosse von Cap Kegeau oder Elisabeth aus auf Sagalien, anschließt, bis jenseits des Aequators nach Java hinab. Er schneidet ein eigenes vastes, langgestrecktes Binnenmeer zwischen der Tartarei, China, Tunkin, Cambodia, ganz Hinter-Indien, Malacca und den Süd-Inseln ab, und bildet eine natürliche Grenze zwischen Asien und Australien.

Hievon sind dann die Gruppen der Liqueien nur einzelne kleine Glieder. Zwar haben uns die Nachrichten der Missionäre in früheren Zeiten etwas von diesen Inseln gelehrt; allein das Neueste und Bestimmteste verdanken wir dem Capitän Broughton, und zum Theil dem Schiffbruche, den er das Unglück hatte unweit der Insel Typinzan, im Jahre 1797 zu erleiden.

Die größte dieser Inseln ist die Insel Luchu oder Lieuchieux, unter 26° 4′ bis 26° 50′ nördl. Breite. Hier fand Broughton an der Südwestseite der Insel den Hafen Napachan, unter 26° 11′ nördl. Breite und 128° $13\frac{1}{2}$′ östl. L. v. Gr. Die daneben gelegene Stadt ist der Sitz der Regierung, und von hier stehen diese Insulaner in Handelsverbindung mit China und Formosa. Der P. Gaubil sagt, alle unter dem Könige stehende Inseln beliefen sich auf 36; seine Residenz, welche in Westen gelegen sey, heiße Kingching.

Was ihren Handel mit Japan betrifft, so sehen wir aus v. Krusensterns neuesten Nachrichten, daß dieser wenigstens in den letzten Zeiten aufgehört habe, oder doch gehemmt sey.

Die Bewohner der Likeischen Inseln kommen übrigens mehr mit den Japanesen, als den Chinesen überein. Auch sprechen sie die Sprache der erstern nur mit geringer Abweichung.

Es sind gutgebauete, untersetzte Menschen, mit starkem Haar- und Bartwuchs, sehr gutartig, höflich und zuvorkommend. Die Engländer wurden, da sie Schiffbruch gelitten hatten, von ihnen auf das freigebigste unterstützt.

Ihre Kleidung besteht in einem weiten Rock mit einem Gürtel, dabei tragen sie Schifferhosen und Pantoffeln. Der Kopf ist auf dem Scheitel geschoren, das Hinterhaar aber in einen Knoten geschürzt, und mit einer Metallnadel festgeheftet. Fast jedermann trägt einen Fächer, und einen großen Strohhut unter dem Kinne festgebunden. Ihre Wohnungen haben geräumige Zimmer mit Matten. Einige Häuser der Vornehmen hatten eine 12 Fuß hohe Mauer.

Das Zeug zu ihrer Kleidung wird auf den Likeien selbst gearbeitet; auch haben sie beträchtlichen Anbau von Waizen, Mais, Hirse, Reiß und Kartoffeln. Ferner zahlreiche Heerden Schweine von großer Race, so wie auch Hornvieh und Pferde.

Sie waren, wie die Japaner und Chinesen, eifersüchtig auf die Engländer, in Rücksicht ihres Landes; nirgend erlaubten sie ihnen tiefer ins Innere zu dringen. In Ansehung ihrer Gewohnheiten, Arten der Begrüßung und des Sitzens kommen sie ebenfalls mit letztern überein.

Südlicher, als die eben erwähnten Inseln Madjicosimah, trifft man die ansehnliche Insel Formosa oder Taiwan, welche zu der chinesischen Provinz Fokien gehört. Die neuesten Karten legen die Insel zwischen 21° 40′ und 25° 28′ nördl. Breite und $120\frac{1}{2}$° bis 121° 40′ östl. Länge von Gr. Das Land ist schön, fruchtbar und von mehreren Flüssen bewässert, daher der portugiesische Name. Es ist mit Gebirgen überlaufen, worunter auch Vulkane seyn sollen; die Insel ist deshalb den Erdbeben

ausgesetzt. Die Produkte gehören zu Theil schon der heißen Zone Asiens an; ältere Schriftsteller geben ihr nicht nur Zuckerrohr, Baumwolle, Ingwer u. dgl., sondern sogar den Kaneel. Auch ist hier ein Ueberfluß von jagdbaren, aber auch von schädlichen Thieren, und von Hausvieh.

Die Holländer waren vormals im Besitz dieses schönen Landes, hatten auch das Fort Zeeland darauf angelegt; allein das thörichte Betragen der Regierung von Batavia im Jahre 1661, da sie den dort kommandirenden braven General gar nicht gegen den berühmten chinesischen Seeräuber Coringae gehörig unterstützte, verursachte diesen, der ostindischen Kompagnie mit Recht schmerzhaften Verlust.

Nachmals gerieth das Land in die Hände der Chinesen, und ward durch mehrere Hunderttausend dorthin auswandernder Chinesen sehr bevölkert.

Das wilde, freie Originalvolk hat sich indeß in die östlichen Theile jenseits der Gebirge zurückgezogen und dort festgesetzt, obgleich seit 1683 die Chinesen Herren der Insel sind, und sie in drei Statthalterschaften getheilt haben, die unter dem Unterkönige von Fokien stehen. Die Hauptstadt heißt Taywan.

Aber auch diese Chinesen sind unruhige Kolonisten. Selbst in unsern Zeiten war eine so bedeutende Rebellion ausgebrochen, daß die chinesische Regierung sich gezwungen sah, 20,000 Mann unter der Anführung des Santoc von Canton hinzusenden. La Perouse sah diese Armee dort im April 1787. Wahrscheinlich ist der Aufruhr gestillt, denn die Insel ist noch jetzt China unterthan.

Das Einzige, was diesem fruchtbaren Lande abgeht, ist ein guter Hafen. Daher hatten die Holländer vormals auf Ponghu, einer der noch ein Paar Meilen in Osten von ihr gelegenen kleinen felsigten Pescadoren, einen guten Hafen befestigt, und noch jetzt halten die Chinesen hier eine Garnison von 500 Tartarn.

Es bleiben uns für jetzt noch zwei Reiche von einiger Bedeutung in diesen Meeren übrig, die wir nicht nur wegen der benachbarten Lage und wegen der Aehnlichkeit des Bodens, der Produkte und der Bewohner, sondern auch deßwegen mit einander zusammenfassen dürfen, weil sie vormals nur ein einziges Reich ausmachten. Dies sind

Tunkin und Cochinchina.

Von Quangsi, der südlichsten Provinz des chinesischen Reichs, zieht sich in Westen eine große Gebirgskette gegen die Herrschaft der Birmanen hin.

Sie schließt sich dort an den mächtigen Gebirgswall an,

der schon aus dem hohen Norden der Provinz hervorgeht, und die ungeheure Strecke vom 25sten fast bis zum 10ten Breitengrade in der Richtung von Nordwest nach Süden hinabsteigt. Indem er in seinen untern Theilen den Küsten näher tritt, läßt er nur einen schmalen Streifen Landes zwischen sich und dem Meere, da er hingegen im Norden ein breiteres Becken oder Thal fächermäßig umfaßt.

Diese Bildung ist bereits seit langer Zeit selbst den dortigen Einwohnern aufgefallen. Sie vergleichen hienach Tunkin, nämlich jenes breite, nördliche Thal, mit einem ausgebreiteten Gewande; Cochinchina, oder jenes schmalere südlichere Küstenland zwischen dem Gebirge und dem Meere, mit einer einfachen Binde.

Der natürlichen Erdkunde zufolge, muß ebenfalls Tsiampa, das unterste, südlichste Ende des durch die Kettengebirge hier abgeschnittenen Landstrichs hiezu gerechnet werden. Auch folgen die Einwohner dieser Eintheilung. Sie fassen nämlich die südlichsten Theile zusammen, und benennen sie überhaupt Annan, ja, sie fügen diesen sogar Cambodia, jedoch gegen die Natur der Gränzen, hinzu, da dieses Reich jenseits des Kettengebirges gelegen ist.

Tunkins breites Thal, dem sinesischen Namen nach, der östliche Hof, umschließt in Osten der nach ihm genannte weite Busen, gebildet durch die herabhangende Erdzunge von Luitscheu, der Provinz Quangsi, nebst der kaum von ihr getrennten großen Insel Hainan, eine Bay, die mehrere kleinere Inseln enthält, z. B. die der Seeräuber (Pyrates) und die Insel Nachtigall.

In Westen, in einem Abstande von mehr als 5 Längengraden zeigt sich das so eben angezeigte steile, wilde und unfruchtbare Gebirge, welches zu Tibet selbst hinaufläuft, und Tunkin vom Reiche Laos trennt. Dieses rauhe Gebirge muß von beträchtlicher Höhe seyn, da der Missionar Bonelli schon im Monat Oktober (1638) darin vor Kälte umkam.

Eben dieser weite Abstand der großen Bergkette vom Meere mußte hier eine weit reichere Bewässerung erzeugen, als weiterhin nach Süden in Cochinchina, wo die Nähe der Berge fast nirgend den Quellen Zeit läßt, in einander zu fließen, und hiedurch bedeutende Ströme zu bilden.

Wenn die Gränzen in Norden etwa mit $22\frac{1}{2}$ Grad der Breite anheben, so darf man sie mit dem Abt Rochon in Süden bis zum 17ten hin annehmen; hier nähme nämlich, seitdem die beiden Reiche getrennt sind, Cochinchina seinen Anfang. Die ältern Karten zeigen hier sogar noch eine Große Mauer, als Schutz gegen die Cochinchinesen; vielleicht eine Nachahmung jener großen chinesischen Schutzmauer gegen die Tartarn.

Vom 20sten Breitengrade schmälert sich bereits das Land beträchtlich; die drei letzten nördlichen Grade wären gleichsam der Stiel des Fächers.

Die Bewässerung von Tunkin ist beträchtlich. Das große Gebirge an der Gränze der chinesischen Provinz Yunnan und Laos sendet außer mehreren kleineren Flüssen die beiden ansehnlichen Ströme Holi-Kiang und Lesi-Kiang herab.

Die beiden Flüsse vereinigen sich in Tunkin, etwa gegen den 22sten Breitengrad und bilden sodann ein sehr ansehnliches Wasser, das die Einwohner Songkoy, d. i. den großen Strom nennen. Vereint fließt er stes nach Nordosten fort, und ergießt sich, wie der Nil und Ganges, mit vielen, nämlich 8 bis 9 Mündungen in den Golf von Tunkin, hier die Bai von Aynan genannt. An ihm ist die Hauptstadt des Reichs, Kescho oder Cacho, gelegen, und da er bis dorthin auf 40 Seemeilen vom Meere ansehnliche Fahrzeuge trägt, so ist er für diesen volkreichen Ort ein trefflicher Zufuhr- und Handelskanal.

So ist dann dieses weite Thal der hier durchzugehenden Provinzen, Tunkin, ein trefflich zum Handel und zur Kultur gelegenes Land, das eben wegen dieser reichen Bewässerung, die den Einwohnern vermittelst vieler Kanäle unendlich nutzbar wird, das südlichere Cochinchina bedeutend übertrifft.

Cochinchina konnte, wie bereits bemerkt ist, wegen der Nähe seiner Scheidegebirge nirgend durch große Ströme bewässert werden. Dagegen ist ihm, als einem schmalen Streifen Landes, das Meer selbst überall nahe, und in so fern könnte ihm Handel und Absatz seiner natürlichen Reichthümer fast nirgend fehlen, besonders da es dennoch durch mehrere, wenn gleich kleinere Ströme von den Gränzgebirgen aus durchschnitten wird. Auch mangelt es ihm hiezu nicht an guten Häfen.

Hievon ist der Hafen Turon, oder wie ihn die Eingebornen nennen, Han-sun, den neuesten Karten nach unter 16° 7′ nördl. Breite und 108° 15′ östl. von Greenwich, der berühmteste. Er hat einen schlammigten Grund, und ist einer der sichersten und zugleich geräumigsten. Er zeigt sich von Süden her den Schiffen an durch einen großen Marmorfelsen, wie ein Kastell gebildet, und ein hohes Vorgebirge, das daselbst vermittelst einer schmalen Erdzunge mit dem festen Lande zusammenhängt, ward wegen der Aehnlichkeit von der englischen Gesandtschaft nach China Gibraltar benannt. Da der Seewind hier vom frühen Morgen bis zum Nachmittag wehet, und sodann durch den Landwind abgelöset wird, und letzterer über das Gebirge bläst, so genießen die Schiffe hier einer sehr erfrischenden, wohlthätigen Kühlung. Längs eines Flusses, der sich am Südende des Hafens ins Meer ergießt, liegt die Stadt Turon oder Faifo. Zur Zeit, da der Lord Macartney sie besuchte (1793), war sie durch die vieljährigen bürgerlichen Kriege zu einem Dorfe herabgesunken; vormals, so wie nach wiederhergestellter Ruhe, war sie ein ansehnlicher Handelsplatz.

Der Fluß selbst strömt gegen die Mündung hin heftig,

Weiter gegen Süden unter 13° 50′ nördl. Breite, findet sich ebenfalls ein guter Hafen, Chin=cheu; oberwärts desselben ist die Stadt Quin = nong gelegen.

Auch zeigen die Karten sowohl mehrere Flüsse, als auch Baien, obgleich wir nur alte, und zum Theil unsichere Nachrichten darüber haben.

Zwar sollte das Klima dieser Länder ihrer Lage nach beinahe brennend seyn, auch haben sie, wie die meisten, die heiße und nasse Jahreszeit, allein jenes große, hohe Kettengebirge nebst den kühlenden Seewinden mindern die Gewalt der Sonne. Dagegen wüthet auch hier jener furchtbare Typhon, hier der Elephant genannt.

Natur=Produkte.

Das Klima der heißen Zone, die bedeutenden und schön bewässerten Thäler, im Hintergrunde ein mächtiges Kettengebirge — wer erwartet nicht mit Recht bei so trefflicher Abwechselung die herrlichsten Produkte unserer Halbkugel, den üppigsten Pflanzenwuchs, die Gewürze Ostindiens, die schönsten Früchte und Holzarten, und die reichste Fauna, verbunden mit den seltensten Schätzen der Unterwelt?

Die letzteren sind hier aber eben so wichtig, als mannigfaltig. An edlen Metallen sind uns vorzüglich die Gebirge von Cochinchina seit Jahrhunderten als reich bekannt.

Wichtige Goldgruben trifft man besonders in der südlichen Provinz Chang oder Sham, acht Meilen von Faifo oder Turon, unweit Phunrà, woselbst die französischen Missionare eine Kirche haben. Auch sind noch andere Bergwerke in der Provinz Nanlang berühmt, und selbst die Flüsse führen eine bedeutende Menge Goldsand mit sich.

Die Einwohner wissen aber nicht ihre Schätze gehörig zu benutzen. Sie graben nie tiefer, als etwa 6 bis 7 Fuß, verstehen also den Bergbau durchaus nicht, und dennoch kommen ihnen Stücke reinen Goldes von zwei Unzen vor. Noch zu Ende des eben verflossenen Jahrhunderts ist eine reiche Goldmine unweit Hue entdeckt worden. Das Gold wird in kleine Massen geformt, und wie andere Waaren verkauft.

Auch Silber liefern jene Gebirge, und es wird in 4 Zoll langen Stangen zu Markte gebracht. Die Engländer sahen Degengefäße sowohl von Gold, als von Silber, und mehrere Gürtelhaken von massivem Golde. Die Chinesen handeln hier Gold und Eisen ein.

Kupfer ist ebenfalls ein hiesiges Produkt, und Kirsop bezeugt, daß die Gebirge Eisen im Ueberfluß liefern.

Ungleich wichtiger ist aber dem Lande bis jetzt das Pflanzenreich.

Die Waldungen strotzen von den schönsten und wohlriechendsten Holzarten, z. B. Adlerholz, Rosenholz, Sandal, und das wegen seines trefflichen Geruchs dem Golde gleichgeschätzte Calambo.

Der hiesige Zimmt, obgleich zu pikant, wird von den Chinesen sogar dem Ceilonschen vorgezogen. Es soll eine Art Cassia seyn.

Das trefflichste Holz zum Schiffbau der hiesigen Waldungen, z. B. das Tiek (Tectonia grandis), die traubenartige Lantan (Lant. racemosa) u. s. w. sind Hauptursachen der Vorzüglichkeit der Cochinchinesischen Marine vor der der benachbarten Reiche. Die Spanier senden hieher von Manilla, um ihre berühmten Gallionen zu bauen.

Ferner finden sich hier alle Früchte Indiens, so wie die Gewürzarten; hievon ist die Arekanuß ein wichtiger Handelsartikel für die Chinesen. Auch ist hier ein wahrer Reichthum von Firniß-Talg- und Fettbäumen, z. B. Rhus succedaneum, Augia sinensis, Vernicia montana, Sebifera glutinosa, Pimelia nigra und alba und oleosa, wegen der Früchte und des Oels berühmt. Endlich wächst der Baum, der das in Indien stark benutzte Harz, Dammer genannt, zum Kalfatern der Schiffe liefert. Loureiro hatte nur nicht Gelegenheit, den Baum genau zu untersuchen.

Ein Hauptprodukt der hiesigen Pflanzen ist aber der Zucker. Er ist anerkannt der beste und wohlfeilste in ganz Indien. In Turon erhandelte man ihn, das Pecul von 133 Pfund zu drei Thaler. Die Chinesen handeln eine ungeheure Menge ein, und gewinnen damit in Canton und in Japan gegen 400 Procent.

Reiß, Baumwolle und Maulbeerbäume werden im Ueberfluß gezogen, allein man webt nur grobe seidene Zeuge.

Baron führt ein merkwürdiges Gewächs aus Tunkin auf, nämlich eine Art wohlriechender Kapern. Selbst 14 Tage, nachdem sie gebrochen sind, übertreffen sie noch durch ihren Wohlgeruch jede andere Blume.

Nicht minder reich an seltnen und nützlichen Thieren zeigen sich hier die Wälder und die Gewässer.

In den Waldungen hauset, nebst mehreren geringeren Raubthieren, der Königstiger, und von großen fruchtfressenden Quadrupeden mehrere Gazellenarten, ferner das Nashorn, und endlich der Elephant.

„Der Elephant von Cochinchina, der Pic von Teneriffa und „ein Sturm des Meeres sind die drei einzigen Gegenstände in „der Natur," ruft Barrow aus, „welche meine Erwartung „übertroffen haben." Die hiesigen Elephanten, setzt er hinzu, sind die größten der Erde. Tavernier, der dies ebenfalls lange vor ihm behauptete, ist also mit Unrecht deshalb von Baron in seiner Beschreibung von Tunkin getadelt; es müßte

denn seyn, daß der Elephant in dem nördlichen Tunkin nicht mehr eine so außerordentliche Größe erreichte.

Diese klugen Thiere werden hier noch besonders zum Kriege abgerichtet. Man führt sie gegen ausgestopfte Figuren von Soldaten, die in Reihe und Glieder gestellt sind, und reitzt sie, diese mit ihren Rüsseln in die Luft zu schleudern. Auch genießt man hier Elephantenfleisch. Man schlachtet hiezu den Elephanten, und wenn ein Vornehmer dergleichen theure Gerichte hat zubereiten lassen, so spendet er davon, als besondere Gunstbezeugung, seinen Freunden.

Unter die hiesigen merkwürdigen Thiere gehören ferner mehrere Affenarten, nicht nur der große Douc (Simia Cochinchinensis), sondern höchst wahrscheinlich auch der langarmige, große Gibbon, da dieser sich in den an Tunkin gränzenden Provinzen von China findet.

Das Kettengebirge von Cochinchina ernährt gleichfalls das Moschusthier; Moschus ist hier daher kein unbedeutendes Handelsprodukt.

Alle Hausthiere gedeihn; doch scheint das Wollenvieh gänzlich zu mangeln. Der Büffel dient für die nassen Reißländer paßlicher zum Pfluge, als der Ochse. Das Pferd ist hier munter, jedoch nicht sehr groß.

Unter den Vögeln kommt hier ebenfalls der seltne Argusphasan der Tartarei vor; man sah bei den Vornehmen Federn davon als Schmuck. Ein merkwürdiger Vogel ist der sogenannte Schlangenvogel (Plotus Melanogaster). Er ist wegen seines langen und scharfen Schnabels so gefährlich, daß, wenn man ihn lebendig zum Verkauf bringt, ihm zuvor die Augenlieder zusammengenäht werden. Er pickt auf alles Glänzende mit Heftigkeit los, und schon mehrmal brachte er daher den ihn näher betrachtenden Käufer um sein Auge.

Vielartig und häufig sind hier, wie alles Federvieh, auch die Enten und Wasservögel überhaupt, z. B. der Pelikan.

Cochinchina ist ebenfalls reich an den berühmten Schwalben (Hirundo riparia Cochinchinensis), wovon die gallertartigen Nester, als Leckereien der Großen des Orients, keinen unwichtigen Handelsartikel ausmachen.

Von den Insekten, deren hier sicher eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit vorhanden seyn mag, sah Staunton eins, welches unter die nützlichsten Naturseltenheiten gehört.

Nach der Abbildung und zum Theil nach der Beschreibung scheinen diese Thiere, wie bereits im vorhergehenden Bande beiläufig angemerkt ist, zu den Blattsaugern (Chermes L.) zu gehören; vielleicht bilden sie aber auch eine eigene neue Klasse der Insekten. Ein Schwarm derselben lief auf den Zweigen eines dem Anscheine nach dem Ligustер ähnlichen Gesträuchs. Der Größe nach kamen sie unserer Stubenfliege gleich, trugen aber

einen daunenartigen Schweif, der aus langen Fäden bestand, die in gekrümmter Richtung von hinten wie nach dem Kopfe in die Höhe gekämmt scheinen.

Dieses Insekt war durchaus mit einem weißen Puder bestreuet, und hatte diese weiße Substanz auf die Zweige, auf welchen es lebte, überall verbreitet. Dieser Puder scheint das weiße Wachs des Orients zu seyn. In gehörigem Verhältniß mit Pflanzenöl vermischt, gerinnt es nämlich zu einer wachsähnlichen Substanz, woraus sich Lichter ziehen lassen, welche unsern Wachslichtern gleich kommen. Drei Theile Olivenöl heiß gemacht, zu einem Theile dieser Substanz gemischt, gab eine feste Masse, wie Bienenwachs. (Staunton.)

Wahrscheinlich mögen unter diesem Himmel auch die Insekten des Gummilaks vorhanden seyn, so wie andere Coccusarten, welche in Ostindien so treffliche Färbestoffe erzeugen.

Die Gewässer sind sehr fischreich, schade nur, daß die Reisenden fast einzig der Seefische gedenken. Mehrere Arten des Hornfisches (Balistes) und Bandfische (Chätodon) gehören hier zu den Speisen der Einwohner, wie auch die fliegenden Fische.

Die Fischereien sind von mancherlei Art. Sie bedienen sich nicht nur der Netze und der Angel, sondern sie lassen auch große irdene Gefäße mit engem Halse ins Meer, an deren Boden Fleisch zum Köder gelegt wird.

Fast noch mehr Arten von Seegewürmen werden hier gegessen, als in Japan und China: Holothurien, Actinien, Medusen, Ascidien, fast alle Schleimthiere. Hierunter dann auch besonders der zuvor beschriebene Trepan, oder die Seeschwalbe *).

Ebenfalls genießen diese Indier mehrere Arten von Meergräsern, und ganz vorzüglich den Zuckertang. (Fucus saccharinus.)

Der Mensch.

Auch hier ist der Urbewohner von seinem väterlichen Sitze verdrängt. Die heutigen Tunkinesen und Cochinchinesen, unleugbar sehr nahe Verwandte der Chinesen, haben jene roheren Menschen verjagt, und in das Gebirge getrieben. Sie werden Mais oder auch Kemais genannt, sind von Farbe dunkel, wie die Kaffern, in ihren Sitten aber wild, und völlig unkultivirt.

Da Cochinchina bald nach der christlichen Zeitrechnung unter chinesische Botmäßigkeit gerieth, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß die heutigen Cochinchinesen den Chinesen so ähnlich sehen. Indeß hat sie das heißere Klima schon tiefer gefärbt; nur die Weiber der höheren Klasse sind weißer, und dabei nach Rochons Zeugniß schön.

---

*) Man sehe das vorhergehende Bändchen, S. 112.

Die Einwohner der südlichen Provinzen aber weichen weiter von den Chinesen ab. Alle haben indeß bei der Farbe der Malayen nur grobe Gesichtszüge.

Von Charakter zeichnen sie sich vortheilhaft von den Chinesen aus. Barrow beschreibt sie als sehr lustig und plaudernd, wie die Franzosen, offen, zuvorkommend, gutartig und gastfrei.

Der in sich gekehrte Chinese würde nie eine Sache von einiger Bedeutung durch Weiber behandeln lassen; gerade umgekehrt der Cochinchinese Die Frauen sind hier frei, sprechen und handeln mit Jedermann. Begreiflich fällt auch hier, so wie in Japan, die wahnsinnige Verkrüppelung der Füße bei dem andern Geschlechte gänzlich hinweg.

Indeß sind sie es auch hier, welche den Reißbau treiben; sie stehen deshalb oft vom Morgen bis zum Abend im Schlamm. Daneben besorgen sie aber das Detail des Handels, ferner die Töpfer-, die Weberarbeiten und die Färbereien, legen auch selbst Hand an beim Häuserbau; kurz, sie zeigen die größte und mannigfaltigste Thätigkeit.

Die jungen Mannspersonen finden sich genöthigt, ins Militär zu gehen, auch treiben sie die Fischerei; sie holen jene eßbaren Schwalbennester oft mit Gefahr aus den Felsenhöhlen, und besorgen endlich alles, was zum Schiff- und Bootbau gehört.

Die dem Frauenzimmer hier zugestandene Freiheit ist aber leider in wirkliche Ausgelassenheit ausgeartet. Schaamlosigkeit und Ausschweifung sind bei ihm zu Hause. Sie entsehen sich nicht, sich selbst vor Fremden gänzlich entkleidet zu baden, und sogar Männer von Ansehen bieten jenen gegen gute Bezahlung Weiber und Töchter an.

Ein englischer Seeofficier hatte für die Flotte eine Anzahl Ochsen eingehandelt. Er ging nach Turon, um das Geld in Gegenwart eines dortigen Mandarins auszuzahlen. Als dieser das Geld in Empfang genommen hatte, ließ er durch zwei seiner Leute sofort ein hübsches, junges Mädchen herbeiholen, und übergab sie dem Engländer. Sey's, daß dieser nicht hinreichend weiter mit Geld versehen war, oder, daß ihn der ganze Antrag empörte, genug, zum Erstaunen der würdigen Magistratsperson ließ der Engländer die Schöne, welche, wie er vernahm, dessen Tochter oder Ehefrau war, ruhig zurück.

Die Gewandtheit des hiesigen Frauenzimmers im Handel und ähnlichen Geschäften, verbunden mit ihrem leichten Sinn, gibt Anlaß, daß fast jeder fremde Kaufmann, sobald er glaubt, einige Zeit hier verweilen zu müssen, sich gleichsam temporair verheirathet. Er wählt, wo möglich, hiezu eine Witwe; sie ist dann zugleich seine Geliebte, und sein Mäckler oder Handels-Agent.

Bei dem großen Hange zum Froh- und Leichtsinn zeigen sich freilich stets Spuren der Aehnlichkeit ihres Stammes. In ihren

Sitten, besonders in ihren Feierlichkeiten blickt der Chinese auffallend durch. Sie beobachten bei ihren Verheirathungen, ihren Religions- und Beerdigungsübungen eben die umständlichen Ceremonien der Chinesen, und die Trachten der Großen haben sehr viel Aehnlichkeit mit denen ihres Vorbildes. Die weiten Gewänder, die Fächer, die Bedeckungen des Kopfs, die ceremoniöse sitzende Stellung, alles erinnert an China.

Die geringere Volksklasse weicht jedoch in Rücksicht der Trachten noch stärker von den Chinesen ab. Sie gehen ohne Fußbedeckung irgend einer Art, und fast jederzeit ohne Schuhe oder Pantoffeln. Das lange, schwarze Haar wird, wie bei den Malaien, in einen Knoten zusammengeknüpft, und auf dem Wirbel befestigt.

So wie in China, sind auch hier die Sonnenschirme, und diesen ähnliche, nützliche, große Strohhüte Mode.

Die Wohnungen des geringern Cochinchinesen bestehen nur aus Lehmwänden mit einem schlechten Dache; selten ist letzteres von Ziegeln. In den Häusern der Reichern sind die Fußböden mit vielfarbigen Matten bedeckt.

Der Hausrath besteht hauptsächlich, außer einigen gegossenen hohlen eisernen Bratpfannen, aus irdenen Gefäßen, die aber denen der Chinesen weit nachstehen.

Die Hauptstadt des Königs, von den Eingebornen und Chinesen Whey oder Hue genannt, (sie liegt unter 16° 48′ gegen 6 deutsche Meilen vom Meere) ist besser gebaut, als Turon; der nicht unbeträchtliche Fluß, an welchem sie gelegen ist, gibt Anlaß zu vielen sie durchschneidenden Kanälen, eine bedeutende Bequemlichkeit, sie vermittelst vieler Fahrzeuge mit allen Bedürfnissen zu versehen. Fast jedes Haus hat daher sein eigenes Boot, und überall findet man Miethsböte. Auch treibt sie einen bedeutenden Handel nach der chinesischen Küste.

Die Wohnungen selbst liegen zwar zerstreuet, aber sehr anmuthig. In der Gegend des Pallasts sind indeß die Straßen regelmäßig geführt.

Der Pallast des Königs selbst bildet ein vollkommenes Viereck von etwa 500 Schritten; er ist mit Mauern umgeben, und außerhalb derselben durch Kanonen geschützt, die aber nur auf schlechten Klötzen, statt Lavetten, liegen.

An der Flußseite befinden sich drei prächtige Thore, und vor denselben steht am Ufer des Flusses ein kleiner Pallast auf Pfählen errichtet. Er enthält mehrere nette Zimmer, und ist in einiger Entfernung mit Pallisaden umgeben, innerhalb welcher der Raum hinreichend ist, daß der König und seine Weiber in einigen Böten sich mit dem Fischfange ergötzen können.

Außer dem Pallaste des Königs sind von Gebäuden nur noch einige Pagoden von Bedeutung. (Kirsop.)

Tunkins vormalige Königsstadt, Kacho oder Kescho an dem

bereits erwähnten, sehr ansehnlichen Fluß, über 15 deutsche Meilen vom Meere gelegen, war im 17ten Jahrhundert als Residenz eine sehr große und reiche Stadt. Der Handel trieb hier aus den umliegenden Aldeas oder Dorfschaften eine außerordentliche Menschenzahl zusammen. Indeß waren die Häuser, selbst die der Großen, wenn gleich noch so ansehnlich von Umfang, dennoch nur von Holz. Damals sah man aber noch Ruinen von großen steinernen Gebäuden. Besonders waren die eines alten Pallasts merkwürdig. Sie hielten nicht blos 6 Meilen im Umfange, sondern die Höfe waren sogar mit Marmor gepflastert. Auch hier war also Asiens antike Größe nur Schutt und Staub.

Die Regierung dieser Gesammtländer ist der ihrer Nachbarn ähnlich. Unter hohen und geringern Tyrannen seufzt auch hier die Menschheit, und auch hier hat nur höchst selten ein Strahl der Vernunft durch den dichten Schatten der Despotie dringen können.

Zwar nennt man gewöhnlich die Regierung von Tunkin und Cochinchina eine Monarchie; versteht man aber hierunter die nach Grundgesetzen, nach einer anerkannten Constitution bestimmte, und mit Recht beschränkte Herrschaft eines Einzigen, dann ist hievon in beiden Reichen, bis zu ihrem letzten Beherrscher kaum eine Spur zu finden.

In Cochinchina waren noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts alle Reichsgeschäfte unter vier Minister des Königs getheilt. Zwei derselben nannte man seine rechte Hand, Tha; die beiden andern aber die linke, Haan. Das Land zerfiel in eilf Provinzen, jede unter einem Statthalter.

Tunkin bestand im 17ten Jahrhundert als ein eigenes Reich, in welchem zwar ein König dem Namen nach herrschte, allein der wahre Oberherr war der Obergeneral der Armee, der Chova (Tschova). Der König hatte zwar einen Hofstaat, eigene Mandarinen, und geringere Beamte; sie standen aber insgesammt den Mandarinen des Chova nach. Es war hier, wie im ältesten monarchischen Frankreich, ein Major domus, von dem nicht blos die Kriegs- und Seemacht, sondern die gesammte Regierung abhing.

Der Zustand des Volks selbst war unter dieser Doppelregierung, wenn man sie so nennen darf, sehr traurig. Die Abgaben waren nicht nur schwer, sondern willkührlich. Sie wurden in Gelde, oder in Reiß gehoben, und die Bewohner unfruchtbarer Gegenden, da ihr Boden nichts abwarf, gebrauchte der Chova als Leibeigene, das Futter für die Elephanten und Reuter nach der Hauptstadt zu schaffen, sollten ihre Dörfer auch noch so weit davon entlegen gewesen seyn.

Cochinchina ward in diesen Zeiten ebenfalls despotisch, jedoch von seinem eigenen Könige beherrscht, und die Regierung unter Mandarinen, Verschnittenen u. d. sah der des großen chinesischen Reichs ziemlich ähnlich.

Nur seit 1774 trat eine völlige Umwandlung der Dinge ein, wodurch die beiden Reiche nach einer der längsten und sehr blutigen Revolution mit einander vereinigt wurden.

Da nur aus den Resultaten dieses Ereignisses die heutige Wichtigkeit von Cochinchina hervorgeht, so ist es zweckmäßig, hier die Hauptzüge davon beizubringen *). Auch gewährt es zugleich kein geringes Interesse, mitten unter den Despoten Asiens einmal einen wahren Monarchen kennen zu lernen.

So wie bei mehreren Revolutionen, boten auch hier neue harte Auflagen dazu die Hand. Das von dem König von Cochinchina erhöhete Kopfgeld erregte unter dem Volke lautes Murren. Drei Brüder, schlaue, kühne und sehr vermögende Menschen, benutzten dies. Der älteste, der Haupträdelsführer, Yin-yai, hatte sich als großer Handelsmann nach China und Japan erstaunliche Reichthümer erworben; der zweite, Long-niang, war als General in königlichen Diensten, von seltnen Kriegstalenten und großer Kühnheit. Der dritte war ein Priester. Diese drei geschliffenen Menschen bearbeiteten gemeinschaftlich das Volk. Der Handelsmann gab große Feste und Feuerwerke, und theilte reichlich Allmosen aus; der General schmeichelte der Armee, und der Priester brachte die Geistlichkeit durch ähnliche Mittel dahin, daß diese erklärte, es sey der Wille des Tien (Gottes oder des Himmels), diese drei würdigen Männer, die sich des Volks annähmen, sollten künftig seine Regenten seyn.

Mit der gewohnten Barbarei der Asiaten fiel nun alles über den unglücklichen Monarchen und seine Familie her. Sowohl er selbst, als alles, was den Usurpatoren von seinen Verwandten nur in die Hände gerieth, ward ermordet, und da sich die Stadt Saisong nachdrücklich widersetzte, erstürmte und schleifte man sie; 20,000 Menschen wurden dabei niedergehauen.

Die drei Brüder hatten nun diese Länder schnell unter sich getheilt; hiebei erhielt Long-niang, der Feldherr, den nördlichen, an Tunkin gränzenden Theil. Der dritte Bruder ward Hoher- oder Oberpriester des ganzen Reichs. Tunkin war zwar damals selbst mächtig, und stand zugleich unter dem Schutze des Kaisers von China: indeß entblödete sich der Usurpator nicht, bald mit dem Könige von Tunkin Händel zu suchen, überzog ihn mit Krieg, und zwang ihn nach mehreren glücklichen Gefechten, seine Zuflucht nach Peking zu nehmen.

Sofort befahl der so eben verstorbene Kaiser Kien-long

---

*) Man sehe Barrow Voyage to Cochinchina in the Years 1792 and 1793. London. 1806. 4to. pag. 250 — 285.

dem Vicekönig von Canton, mit einer Armee von 100,000 Mann gegen Long-niang aufzubrechen. Dieser fürchtete freilich jene große chinesische Armee, allein da er ein weit geübterer Feldherr war, als jener Vicekönig, so wußte er einzelne Korps der Chinesen abzuschneiden und sie so aufzureiben, daß dieser mit dem Rest seiner großen Armee bald wieder nach Canton hin zurückgeworfen ward.

Nach so glücklichem Fortgange seiner Waffen nahm der Rebelle unter dem Namen Quan-tung öffentlich den Titel eines Monarchen von Tunkin und Cochinchina an, und sprach als solcher in dem drohendsten Tone selbst gegen China.

Der Vicekönig, zwar ein schlechter Soldat, aber ein höchst verschmitzter, ränkevoller Weltmann, sandte sofort einen Kourier an seinen Kaiser. Er wagte es, bei der großen Distanz von mehr als 400 deutschen Meilen, den glücklichsten Erfolg der chinesischen Armee seinem Kaiser vorzulügen, prieß aber daneben den hohen Muth seines Gegners, und suchte sogar die Gültigkeit von dessen Ansprüchen auf den Thron von Tunkin durch allgemeine Volkszustimmung darzuthun.

Um daher diesem, wie er sagte, zweckwidrigen Kriege ein Ende zu machen, schlug er vor, dem entflohenen wahren Könige von Tunkin ein Mandarinat über eine große Provinz zu ertheilen, den Usurpator dagegen mit dem Throne von Tunkin in Peking förmlich zu belehnen. Der Kaiser von China nahm den Vorschlag an, und der entthronte König erhielt die ihn entehrende Stelle eines chinesischen Mandarins. Quan-tung ward eingeladen, als wirklicher Monarch von Tunkin seine Belehnung in Peking zu empfangen. Er schien zwar hierüber hoch erfreuet, hatte aber bei seinem nicht ungerechten Mißtrauen die Frechheit, an seiner Statt einen falschen Quan-tung zur Belehnung nach China zu senden. Da man nicht von weitem eine so dreiste Betrügerei ahnete, so ward dieser daselbst mit allem dem rechtmäßigen Könige von Tunkin gebührenden Pomp empfangen, förmlich belehnt, und mit Geschenken überhäuft in sein neues Königreich zurückgesandt.

Hier zeigt sich zugleich ein gültiger Beweiß, sowohl von Chinas herabgesunkener Regierung, als auch, wie leicht der Monarch eines zu großen Reichs zu hintergehen ist, und daher oft wider seinen Willen die schändlichsten Mißhandlungen zuzugeben gezwungen wird.

Bei der Rückkehr dieses Larvenkönigs erwachte bei Quantung Furcht vor Entdeckung und schwerer Ahndung. Jedoch, wann könnte es einem principlosen, frechen Usurpator an Hülfsmitteln mangeln? Ist einmal das erste Bubenstück begangen, hat das Gift der Eroberungs- und Herrschsucht die menschlichen Gefühle paralisirt, dann ist jede Schandthat, die zum Zweck führt, geheiligt.

Der unglückliche Repräsentant Seiner Majestät, so treu er auch seine gefährliche Rolle in China gespielt hatte, ward sofort nebst seinem ganzen Gefolge heimlich niedergemacht, und Quan-tung blieb ruhig im Besitz der durch Blut und Infamie erworbenen Krone.

Der letzte unglückliche König von Cochinchina, Caun-shung, hatte dem französischen Missionar Adran den freien Gottesdienst zugestanden; er war ihm besonders zugethan, und hatte ihm den Unterricht des Kronprinzen anvertrauet. Adran floh beim Ausbruche der Revolution mit den übrigen Christen, rettete aber zugleich die Königin, den Kronprinzen und ihre übrige Familie. Es lagen damals mehrere europäische Schiffe in der Bai von Saisong; hierunter auch ein französisches. Adran wußte diese zu einem Angriff auf die Flotte der Usurpatoren zu bereden, indeß wurden sie durch die Menge der Feinde, aller Tapferkeit ungeachtet, überwältigt, und die königliche Familie suchte nun, begleitet von Adran, Schutz bei dem Könige von Siam.

Der König fand sich gerade damals in einem Kriege mit den Birmanen verwickelt. Der Kronprinz, der junge muthvolle Caun-shung, durch Adran ebenfalls in europäischer Taktik unterrichtet, bot ihm sofort nebst den ihm treugebliebenen Cochinchinesen seine Dienste an, stellte sich an die Spitze der Armee, schlug die Birmanen gänzlich, zog triumphirend in die Hauptstadt von Siam ein, und ward mit Ehre und kostbaren Geschenken von dem Könige von Siam überhäuft.

Diese glückliche Stimmung dauerte indeß nicht lange. Zurückgewiesene Liebe dieses Monarchen von Seiten der Mutter des Kronprinzen, Eifersucht der Großen von Siam, ja, des Königs selbst über die Vorzüge des unglücklichen Prinzen, gaben zu Versuchen Anlaß, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen.

Er entdeckte es noch früh genug, wagte es, mit den Seinigen, nur 1500 an der Zahl, verzweiflungsvoll sich durchzuschlagen, bemächtigte sich einiger Fahrzeuge, und entkam glücklich auf die im dortigen Meerbusen gelegene kleine Insel Palo-Way.

Adran hatte sich schon zuvor heimlich in die südlichen Theile von Cochinchina begeben, um dort die Stimmung des Volks kennen zu lernen. Da er sie dem Kronprinzen günstig fand, so suchte er diesen in Palo-Way auf, fand ihn aber nebst den Seinigen in so dürftiger Lage, daß sie sich von ausgegrabenen Wurzeln zu ernähren gezwungen sahen.

In dieser Lage unternahm es der würdige, muthvolle Geistliche, für diese unglückliche Königsfamilie in Europa Schutz zu suchen.

Mit Caun-shungs ältestem Prinzen ging er nach Pondichery, schiffte sich mit ihm nach Frankreich ein, und langte 1787 in Paris an. Der Prinz fand die beste Aufnahme von dem edlen Ludwig XVI., und ließ durch Vergennes und Mont-

worin einen Allianztraktat zwischen sich und dem König von Cochinchina festsetzen, der, wenn er völlig in Erfüllung gegangen wäre, nicht nur der unglücklichen Familie wieder zum Throne verhalf, sondern höchst wahrscheinlich die politische Lage von ganz Ostindien verändert, und selbst die dortige Uebermacht der Britten gebrochen haben würde.

Dieser Defensiv- und Offensivtraktat enthielt nämlich von Seiten Frankreichs folgende Hauptbedingungen:

1) Zwanzig französische Linienschiffe, wie sie die Lage der Dinge erfordert, werden zum Dienst des Königs von Cochinchina ausgerüstet.

2) Fünf vollständige französische Regimenter, nebst zwei Regimentern Colonialtruppen werden sogleich nach Cochinchina eingeschifft.

3) Ludwig XVI. liefert binnen vier Monaten eine Million Thaler; die Hälfte baar, die andere in Kriegsbedürfnissen jeder Art.

4) Sobald die französische Armee den Boden von Cochinchina betritt, gehorcht sie, so wie ihre Chefs, ohne Rückhalt dem Könige Caun-shung.

Dagegen macht sich letzterer anheischig:

1) Sogleich nach wiederhergestellter Ruhe in seinem Königreiche alles, was nöthig ist zum Erbauen von 14 Linienschiffen, zu liefern, und, um dies gehörig zu benutzen, sollen mehrere französische Marineofficiers mit hingesandt werden.

2) Frankreich hält in allen bedeutenden Seeplätzen von Cochinchina Consuln, welche das Recht haben, ohne irgend weitere Ansprache, Schiffe und Fregatten erbauen zu lassen.

3) Frankreichs Gesandter am Hofe von Cochinchina darf ungehindert in den dortigen Waldungen das ihm hiezu gutdünkende Holz fällen lassen.

4) Der König von Cochinchina tritt von nun an ab für sich und für seine Erben an die Krone von Frankreich: den Hafen Turon (Hau-san) und dessen Halbinsel nebst den benachbarten Inseln von Faiso in Norden bis Hai-weu in Süden.

5) Cochinchina verbindet sich, sowohl Mannschaft, als alle Materialien zur Errichtung von Forts, Brücken, Heerstraßen u. s. w. zu liefern, wie es zur Sicherung und Vertheidigung der abgetretenen Ländereien nothwendig gefunden wird.

6) Sollten die Eingebornen (Cochinchineser) nicht in den cedirten Ländern verbleiben wollen, so hängt dies von ihnen ab, und der Werth der von ihnen verlassenen Proprietäten wird von Frankreich ersetzt. Uebrigens bleiben alle civile und criminelle Rechte, so wie die Taxen, wenn gleich von Frankreich gehoben, ungeändert; alle Religionen haben völlige Freiheit.

7) Sollte Frankreich es für nothwendig halten, sich dort in einen Krieg einzulassen, so steht es dem Chef der Armee frei,

14,000 Mann in Cochinchina anzuwerben, und sie auf europäischen Fuß zu discipliniren.

8) Sollte aber Frankreich in dem dortigen Gebiete angegriffen werden, dann bleibt der König von Cochinchina verbunden, 60,000 Mann oder mehrere zu Hülfe zu geben, und sie auf eigene Kosten zu unterhalten.

Waren nun diese und einige andere Artikel von minderer Wichtigkeit trefflich berechnet, um den entthronten König wieder einzusetzen, so waren sie es nicht minder für die künftige Größe von Frankreichs Ostindischem Handel und seine dortige Macht.

Allein, welch eine nichtige Ursache warf diesen trefflich berechneten Plan zu Boden? — Das Verfehlen eines Besuchs bei der Maitresse eines Officiers!

Adran ward von Ludwig XVI. zum Bischof und zugleich zum Ambassadeur für Cochinchina ernannt. Er war bevollmächtigt, die dorthin zu führende französische See- und Landmacht unter den Befehlen vorzüglicher Heerführer zu dirigiren. Er eilte nebst dem Kronprinzen nach Pondichery zurück, und fand bereits auf Isle de France ein Linienschiff, 7 Fregatten und mehrere Transportschiffe, so wie ebenfalls 4 bis 5000 Mann Landtruppen zu seiner Disposition.

Adran ging nebst seinem königlichen Gefährten nach Pondichery, mit der Verabredung, daß die Ausrüstungen auf den ersten von ihm gegebenen Wink dorthin ebenfalls abgehen sollten.

Conway, damals (1789) General-Gouverneur in Pondichery, lebte in der genauesten Verbindung mit einer berühmten Schönheit, Madame de Vienne, Frau des Adjutanten des Gouverneurs.

Der Bischof machte bei seiner Ankunft daselbst jeder Familie von einigem Range die Antrittsvisite; allein er vermochte es nicht nur nicht über sich, der Frau von Vienne wegen der ihm höchst anstößigen Verbindung mit dem Gouverneur seine Aufwartung zu machen; er bezeugte sogar öffentlich und bitter über dieses Verhältniß seinen Unwillen.

Diese stolze Frau rächte sich auf eine für ihr Vaterland höchst nachtheilige Art. Völlig Herr des Gouverneurs, bestimmte sie ihren Liebhaber dahin, daß er eine schnellsegelnde Jacht nach Isle de France sandte und befahl, die ganze Ausrüstung bis auf weitere Ordre von Paris zurück zu halten.

Bald darauf brach die Revolution in Frankreich aus, und so ward dieser England sehr gefährliche Plan plötzlich vernichtet.

Der Bischof verfolgte, dieser empörenden Verrätherei gegen das eigene Vaterland ungeachtet, dennoch sein edles Vorhaben. Er schiffte sich nebst dem Kronprinzen und mehreren französischen Officieren von Pondichery zur Mündung des Flusses, der nach Saisong führt, ein. Hier erfuhr er bald, daß zwar der unglückliche Monarch noch seit zwei Jahren auf der unfruchtbaren

Insel Palo=Way kümmerlich fortgelebt habe, daß er aber, da die beiden Usurpatoren durch dauernde Fehden gegen einander an Kräften äußerst erschöpft worden, es endlich nicht nur gewagt habe, sich seinen treugebliebenen Unterthanen zu zeigen, sondern durch ihre stets wachsende Zahl kühn gemacht, gegen die beiden Usurpatoren einen Angriff zu unternehmen.

Durch diese Nachricht ermuntert, eilte nun Adran nebst dem Kronprinzen zum Könige nach Saisong. Wer beschreibt die Freude, als sie im Jahr 1790 dort nach so unglaublichen Unglücksfällen einander umarmt hielten!

Das Jahr darauf starb der Rebell Quan=tung. Da er nur einen zwölfjährigen Sohn als Thronfolger von Tunkin hinterließ, so ging jetzt der rechtmäßige König sofort dem zweiten Bruder, Yin=yac, als bisherigem Besitzer der südlichen Provinzen, entgegen. Er überfiel seine Flotte so unerwartet, während jener eine große Jagd gab, daß sie gänzlich vernichtet ward. Yin=yac überlebte diesen Unfall nur 5 Monate. Sein Sohn nahm zwar Besitz von dem Königreiche, allein Caun=shung überwältigte ihn, und brachte in kurzem das ganze südliche Reich wiederum an sich.

Nur Tunkin und der nördliche Theil von Cochinchina blieb damals unter dem Sohn des Usurpators.

Im Jahre 1800 machte aber der König eine furchtbare Zurüstung gegen ihn, und es leidet fast keinen Zweifel, daß dieser seltene Fürst bald darauf von neuem Herr des ganzen Reichs solle geworden seyn.

Von diesem Fürsten, dem König Caun=shung, der sein Land nach so traurigen Schicksalen wieder eroberte, entwirft uns Barrow ein schönes Bild.

Er vergleicht ihn mit Peter dem Großen, ja, er setzt ihn fast über diesen.

In der That bewies er sich als ein eben so kluger Regent, als tapferer Feldherr. In den wenigen Zwischenzeiten, in welchen ihm gerechte Kriege gegen die Usurpatoren einige Ruhe verstatteten (von 1796 bis 1798) stellte er den durch die Rebellen vernichteten Ackerbau wieder her, besonders die Pfeffer= und Arekapflanzungen; er führte Heerstraßen von einem großen Orte zum andern, die zu beiden Seiten mit nützlichen Alleen beschattet wurden, setzte Preise auf die Kultur der Seidenwürmer, ließ große Landesstrecken für den Anbau des Zuckerrohrs ausbrechen, eröffnete Eisenminen, legte Theer= und Pechschwelereien, Salpeterfabriken und Schmelzöfen an, ließ mehrere tausend Gewehre verfertigen, disciplinirte seine Armee, und theilte sie nach europäischer Art in Regimenter, errichtete eine Militärschule besonders für die Taktik und die Artillerie (Adran hatte hiezu ein System der Taktik ins Chinesische übersetzt), entwarf ein neues Gesetzbuch, schaffte mehrere Arten der Tortur ab, und

milderte überhaupt die dort üblichen grausamen Strafen, legte öffentliche Schulen an, und bestrafte diejenigen, welche ihre Kinder nicht dahin sandten, entwarf einen Handelscodex, erbauete Brücken, ließ Bojen (Seezeichen) an den gefährlichsten Theilen der Küsten auslegen, erbauete gegen 300 Kanonenböte und Galeeren, und eine Fregatte nach europäischem Modell. Endlich sandte er sogar Missionen zu den wilden Gebirgsbewohnern des Königreichs Laos (zu den Miautzees), um auch bei ihnen einige Kultur einzuführen.

Selbst in dem minder civilisirten Asien, welch ein greller Kontrast zwischen einem Usurpator und dem wahren Monarchen! Jener opfert seiner schändlichen Herrscherwuth Kultur, Eigenthum, Grundsätze, ja Land und Volk, kurz alles, was der Menschheit heilig ist, auf; mit herkulischer Anstrengung suchte dagegen Caun-shung alles herzustellen, was jener vernichtete. Denn wie mühsam er zu der wahren Herrschergröße strebte, zeigte seine einfache Lebensweise, die bewundernswürdigste Mäßigkeit. Reiß und Fische war seine Hauptnahrung, und aller geistigen Getränke enthielt er sich aufs strengste, dabei vertheilte er seine Zeit mit größter Oekonomie. Sogar in diesem heißen Klima arbeitete er bereits mit Tagesanbruch, war überall zugegen, im Staatsrathe wie auf dem Schiffswerfte; ja er entzog sich, so viel die Natur es erlaubte, selbst dem Schlafe.

Wie Peter der Große arbeitete er persönlich am Schiffswerft. Er zerlegte mit eigenen Händen ein deshalb erkauftes portugiesisches Fahrzeug, um genau mit dem Schiffbau der Europäer bekannt zu werden. Daneben studirte er eifrigst die vom Bischof Adran für ihn ins Chinesische übersetzten Artikel der Encyclopädie, welche sich auf die Künste und Kriegswissenschaften bezogen.

Bewundernswürdig, dem ächten Menschenfreunde herzerhebend und hoffnungsvoll zeigt sich hier zugleich der hohe Werth unerschütterlicher Beharrlichkeit in ehrenvollen Entwürfen. Wer durfte es sonst je ahnen, daß Caun-shung, ein dürftiger, von seinem väterlichen Erbe weit hinweggetriebener Flüchtling, nach einer fast zwanzigjährigen blutigen Revolution, jene mächtige, geschliffene und freche Usurpatoren dennoch unter die Füße treten, und dem unglücklichen verwaiseten Volke seinen wahren Oberherrn und Landesvater wiedergeben würde?

Freilich verdankte er dem edlen, muth- und talentvollen Adran gänzlich seine Bildung und folgte seinen Weisungen.

Aber wie selten findet man einen Monarchen, der einem edlen, talentvollen Manne Gehör gibt! wie einzig bleibt das Beispiel eines Sullys? Sieht man doch vielmehr in unserm kältern Himmel gewöhnlich nur den Schmeichler, den Gehülfen aller Launen und Wollüsteleien, als Günstling der Großen, wie vielmehr den durch die wärmere Sonne verweichlichten, zum Despotismus gewöhnten Asiaten.

Und wie lebhaft, wie dauernd war nicht der Dank des Königs gegen diesen seinen Lehrer. Bei den vielfältigen Verleumdungen, öffentlichen und heimlichen Angriffen von Adrans Feinden, den dortigen Mandarinen, schützte er ihn, und blieb unablässig sein Freund.

Als der Bischof aber im Jahre 1800 dort verstarb, so bewies er diesem seinem großen Meister (denn mit diesem, sonst nur dem Confutsee zugestandenen Ehrentitel belegte er ihn) die größten Ehrenbezeugungen. Er ließ sich durch die Vorstellungen und Bitten der französischen Missionare nicht zurückhalten, den Körper, nachdem er bereits den christlichen Gebräuchen gemäß beerdigt war, von neuem mit dem größtmöglichsten Pomp der Cochinchinesen zur Erde zu bestatten.

Wie hoch nun dieser Monarch in den 10 Jahren, daß er wirklich zur Regierung gelangt war, seine Macht von neuem im Jahre 1800 erhoben hat, zeigt die von Barrow, nach dem französischen Capitän Barissy angegebene Liste.

1. Landmacht.

Die Armee bestand aus

16 Bataillons Elephanten-Kavallerie (200 Elephanten)	8,000 Mann.
24 Eskadrons Büffel-Kavallerie	6,000 —
30 Bataillons Artillerie	15,000 —
25 regelmäßige Regimenter, europäisch disciplinirt	30,000 —
Infanterie mit Luntenflinten und Säbeln nach Art der Cochinchinesen	42,000 —
Garden, europäisch disciplinirt	12,000 —
	113,000 Mann.

2. Seemacht.

Feuerwerker im Arsenal	8000 Mann.
Matrosen	8000 —
Seeleute zum Bau der nach europäischer Art erbaueten Schiffe	1200 —
Seeleute für dortige Junken	1600 —
Seeleute für 100 Rudergaleeren	8000 —
	26,000 Mann.
Also Total	139,000 Mann.

Es ist zu bedauern, daß uns nicht auf gleiche Weise bestimmte Nachrichten über die Finanzen des Königs zugekommen sind. Die Einkünfte müssen in diesem reichen Lande beträchtlich seyn, und bestehen, wie schon oben bemerkt ist, in Reiß, andern Naturprodukten und in Gelde *).

Alle Unterthanen zwischen 19 und 60 Jahren zahlen dem König nach ihrem Vermögen eine verhältnißmäßige Steuer. Deshalb nimmt ein jeder Statthalter der Provinz alle 3 Jahre ein genaues Verzeichniß auf, das wieder auf dem Register der einzelnen Dorfschaften beruhet.

Da es aber hier auf die Erwerbsfähigkeit angesehen ist, so müssen sich die Menschen in diesem Sklavenlande völlig entblößt von einem Gesundheitsverständigen untersuchen lassen, und diejenigen, welche so unglücklich sind, völlig gesund und rüstig gebauet zu seyn, zahlen am meisten (Rochon). Der Tribut aller Provinzen selbst wird sodann im 7ten Monat nach Hofe gebracht. Dieser bezeugt darüber seine Freude dadurch, daß er sodann in großen Hoffesten, Lustspielen, Gastmählern, Feuerwerken und andern thörichten Feierlichkeiten den Schweiß des gedrückten Volks verschwelgt. So war es zu Zeiten Rochons (1744); vielleicht hat jener wahre Monarch Caun-shung dieses Tyrannenspiel aufgehoben oder doch gemindert.

Dieser mag denn auch durch sein Beispiel die Industrie und den Handel dort mehr gehoben haben, denn wie hätte er unter dem vormaligen Despotismus glänzend seyn können?

Den größten Beweis ihrer industriösen Fähigkeiten äußern die Cochinchinesen bei ihrem Schiffbau. Die Schiffe sind zwar, wie die der Chinesen, nach Abtheilungen oder Koncamerationen gebaut, und daß diese Methode wenigstens einige Vortheile gewährt, sahen wir vorhin; aber ihren Ruder-Galeeren gestehen selbst die Engländer Schönheit und Paßlichkeit zu. Auch haben sie verschiedene Arten von Fahrzeugen, je nachdem sie zum Fang des Trepans, oder zum Einsammlen der Schwalbennester dienen sollen.

Der Handel war ebenfalls äußerst beschränkt.

Japan hatte, durch den Befehl, daß kein Japanese das Land verlassen soll, allen Verkehr mit Cochinchina, welcher sonst beträchtlich war, aufgehoben, und die Cochinchinesen hielt ein ähnliches Verbot zurück. Nur die Chinesen trieben dort einen be-

---

*) Das Geld rechnet man hier nach Scheidemünze, Kas genannt, 600 davon machen einen Quan, welcher etwa 2 flor. 30 Kreuzer beträgt. Diese Kas bestehen aus einem zusammengesetzten Metalle und sind auf Fäden gereihet wie in China.

Das hiesige Pfund beträgt gegen 30 Unzen. Einige Waaren sind ein Monopolium der Krone, z. B. das Elfenbein und das wohlriechende Kalambacholz. — Uebrigens bezahlten (damals) die Waaren keinen eigentlichen Zoll.

deutenden Handel bis zu den Unruhen der letzten Revolution. Sie führen ihnen besonders Tutanego, mehrere Arzeneiwaaren, vorzüglich Rhabarbar zu, wie auch große Quantitäten Papier von allen Farben; japanisches Kupfer; irdenes Geschirr; Zinnober; Lasur; leinene und baumwollene Zeuge, und nehmen dagegen außer einer großen Quantität Zucker, wohlriechende Hölzer, besonders Adlerholz, dessen Inneres das am trefflichsten riechende Harz unter dem Namen Calambac enthält; Gold; Elfenbein; mehrere Gewürze; Moschus; Vogelnester; mehrere Arten von Gummi u. dgl.

Auch Siam handelt hieher und führt Gold, Zucker und Pferde zu Hause; denn letztere sind hier wohlfeil.

Der Handel fand nicht Statt ohne ein vorhergehendes ansehnliches Geschenk an den König; die Chinesen zahlten aber noch überdies 10 pr. Cent von ihren Ladungen, vermöge eines alten Zolltarifs.

Die Franzosen haben, wie wir sahen, seit mehrerer Zeit dort Handelsetablissements zu errichten gesucht, und Rochou zeigte bereits damals die Artikel an, welche man dort mit größtem Gewinn hinzusenden hätte. Wäre jener Allianz-Traktat unter Ludwig XVI. zu Stande gekommen, so durfte man sich mit Recht die bedeutendsten Vortheile davon versprechen.

Auch die Engländer haben, besonders seitdem die Gesandtschaft des L. Macartney hier landete, stets die Idee zu realisiren gewünscht, auf der dem Hafen Touron benachbarten Insel Calloo ein Komptoir anlegen zu dürfen; nur die seit 20 Jahren herrschenden Calamitäten Europens haben auch diese Unternehmungen beider europäischen Seemächte, so wie alles Gute und Nützliche zurückgeschoben.

Die Religion dieser Völker läßt sich, wie bei den Chinesen, auf drei zurückbringen; auf die Lamaische, die des Fo oder Budha, und die des Confutsee. Die letzte ist die des Hofes oder eigentlich der besser Unterrichteten. Die zweite ist aber die eigentliche Volksreligion. Wir werden die erstere, die des Lama, in ihrem ursprünglichen Sitze, in Tibet, so wie die zweite in dem eigentlich so genannten Ostindien am paßlichsten kennen lernen.

Auch in Cochinchina zeigt sich die größere Menge des Volks, oder die Anhänger des Budha zwar abergläubisch, allein zugleich gutartig und von besonderer Dankbarkeit. Sie bringt den Bildern ihres Gottes die ersten Früchte des Feldes, stets unter feierlicher Anbetung und mit aufrichtigen Dankgefühlen dar. Die Wälder, wahrscheinlich überall die frühesten Sitze der Gottesverehrung, tragen in Cochinchina hievon sehr redende

Beweise. Fast bei jeder Baumgruppe finden sich, in einzelnen Bäumen, hölzerne Schachteln oder Körbe aufgehangen oder an den Zweigen befestigt, welche bald kleine Bilder, bald Sinnsprüche auf Holzstreifen geschrieben enthalten.

Wahrscheinlich dienen die Priester zugleich als Wahrsager und Beschwörer. Von beiden gab es nämlich zu Barons Zeiten (1685) mehrere Klassen in Tunkin. Sie wurden in drei Klassen getheilt, welche man Thay-Bon, Thai-bon-toni und Thay-delis benannte; die erste wurde über glückliche Tage zum Heirathen und andern Geschäften befragt; die dritte aber über die Begräbnisse. Die zweite übernahm die Rolle der Aerzte. Man forderte sie zur Heilung der Kranken auf, dafür erhielten sie eine Belohnung in Naturprodukten. Und da sie ebenfalls Inschriften auf gelben Papierstreifen überall als Zauberformeln anhefteten, so scheinen sie mit den heutigen, von Barrow angeführten Priestern einerlei zu seyn.

Bei diesem hohen Aberglauben darf man sicher keine vorzügliche wissenschaftliche Kenntnisse erwarten. Auch nennen die Cochinchinesen (wenigstens vor der Revolution), China, wegen der höheren Kultur dieses Reichs, das Reich der Klarheit (Moédai mingh).

Tunkin, das ungleich näher mit China verbunden ist, hatte dann von diesem Lande auch mehrere Aehnlichkeit in Rücksicht der wissenschaftlichen Bildung.

So wie in China waren hier verschiedene Stufen der Gelehrten und ihrer Würden, aber auch wie dort, war der Hauptgegenstand stets Regierungskunst, Sittenlehre, und etwa Landes-Chronik. Denn fast in allen übrigen Wissenschaften, z. B. in der Mathematik, Naturlehre u. a. herrscht auch hier die größte Unwissenheit.

Dies ist auch der Fall bei der Arzneikunde. Die hiesigen Aerzte ahmen den Chinesen in Ansehung des Pulsfühlens nach, haben aber eben so wenig Begriffe von dem innern Bau des Körpers und daher noch weniger von den Funktionen der Theile.

Auch hier gehört die Mora oder das Brennen einzelner Theile durch angezündete Pflanzenwolle, unter die specifischen Mittel, ja, ihre Wundarzneikunst ist so schlecht, daß sie selbst bei Beinbrüchen nur zu Umschlägen ihre Zuflucht nehmen.

Die Nachrichten der Reisenden stimmen dahin überein, daß in Tunkin und selbst in Cochinchina alle schriftliche Verhandlungen in chinesischer Sprache betrieben werden. Dies konnte

aber auch deshalb der Fall seyn, weil beide Länder seit langer Zeit von den Chinesen abhängig waren; es bewies also eigentlich nur letzteres, nicht aber, daß diese beiden Reiche keine selbstständige, keine Volkssprache besaßen.

Nimmt man nun hiezu, daß China in der Kultur und den Wissenschaften weiter vorgerückt ist, als beide, so, daß man in China die Tunkiner sogar Mansos, d. i. Barbaren, nennt, so spricht dies noch deutlicher für diese Behauptung.

Auch fehlt es jenen beiden Nationen nicht an eigenthümlichen Sprachen. Sie sind indeß der Chinesischen ähnlich, aber, wenn gleich einsylbig, doch nicht so einfach.

Das Alphabet von Tunkin hat alle unsere Buchstaben, ausser X und Z.

Wie in der Chinesischen, ja, fast noch mehr, findet in der von Tunkin Vieldeutigkeit Statt, die nur durch Accente und Aussprache zu heben steht.

So bedeutet das Wort B a Herr, verlassen, etwas Verächtliches, drei, Geschenk und Beischläferin eines Fürsten. Wiederholt man nun dieses B a sechsmal mit verschiedenen Accenten, so entsteht daraus folgender Sinn:

D r e i H e r r n g a b e n e i n G e s c h e n k d e r v e r l a s s e n e n B e i s c h l ä f e r i n e i n e s F ü r s t e n; e i n e v e r ä c h t l i c h e G e f ä l l i g k e i t!

In Cochinchina ist die Schriftsprache zwar die Chinesische, allein die gesprochene weicht so sehr davon ab, daß die beiden Nationen einander nicht ohne Dollmetscher verstehen. In dem kleinen Wortregister von 87 Wörtern, welches uns neulich B a r r o w zum Vergleich beider Sprachen geliefert hat, finden sich kaum 12 Wörter, die einander ähnlich sind.

Die Cochinchinesen haben die Buchstaben B, D und R in ihr Alphabet aufgenommen; dem Chinesen sind diese unaussprechbar. Dieser bildet seinen Plural durch Hinzufügung der Sylbe m u o n (viel oder mehrere), der Cochinchinese setzt hingegen die Sylbe c h u n g (t s c h u n g) a l l e, hinzu.

Die leicht- und frohsinnigen Cochinchinesen bemühen sich übrigens, den Europäern aufs möglichste durch Zeichen- und Mienensprache sich verständlich zu machen, da hingegen der steife, stolze Chinese dies weit unter seiner Würde glaubt.

Die Spiele und Vergnügungen dieser Völker haben mit denen von China zwar Aehnlichkeit, indeß scheint doch der dortige Geschmack an Taschenspielern und Gauklern hier nicht so zur Volksunterhaltung zu gehören, als dort.

Dagegen fanden die Engländer ein Theater, worauf man ihnen zu Ehren eine Art von Oper gab. Sie ward, wie in

China, von einer wandernden Truppe Komödianten aufgeführt, welche für den Tag gemiethet waren. Die Vorstellung selbst war weit lebhafter, als in China, und mit Tanz, welcher dort gänzlich fehlt, untermischt. Drei Tänzerinnen zeigten besonders ihre Geschicklichkeit weit mehr in Bewegung des Körpers und der übrigen Glieder, als in der der Füße; sie hielten dabei genau den Takt mit den Bewegungen. Das Stück schien komisch zu seyn, denn ein Hauptakteur, ein alter Castrat, spielte die Rolle eines Harlekins. Die Musik, welche bald die Deklamation unterbrach, bald recitativmäßig sie begleitete, war freilich, sowohl wegen der grellen Stimmen, als wegen der lärmenden Instrumente (Kesselpauken, Kastagnetten, Trompeten und Pfeifen), im Ganzen widrig. Indeß trug doch eine Stimme ein klagendes Adagio feierlich und angenehm vor, auch fand man den Chor ziemlich melodisch.

Das regelmäßige Drama heißt Trojen, d. i. eine historische Erzählung. Das Recitativ, welches diese unterbricht, und von Musik begleitet wird, nennen sie Song song, und ein großes Chor heißt Ring-rang. Auf die beiden letztern setzen sie einen weit höheren Werth, als auf das dialogisirte Drama.

Tunkins Schauspiele, welche uns Baron aus ältern Zeiten beschreibt, scheinen hiemit ziemlich überein zu kommen. Nur erwähnt er noch eines sonderbaren Tanzes, wobei die Tänzerin eine Schüssel mit kleinen brennenden Lampen auf dem Kopfe trägt, und hiemit auf das gewandteste, aller Bewegungen ungeachtet, zu balanciren versteht. Damals übte sich aber das Frauenzimmer in Tunkin sogar auf dem Seile zu tanzen, und zeigte hierin viel Geschicklichkeit.

Von sonstigen Zeitvertreiben lieben die Tunkinesen vorzüglich die Hahnenkämpfe. Die Hofleute stellten darüber häufige Wetten an, und in Cochinchina ahmt dies die Jugend mit Wachteln, ja selbst mit Heuschrecken, nach.

Unter den Festen war ihnen vorzüglich das Neujahrsfest wichtig. Sodann sah man Schauspiele mit Musik. An allen Ecken der Straßen und in den Häusern wurden Gastmähler gegeben.

Die Cochinchinesen besitzen eine sonderbare Fertigkeit, Federball mit dem Fuß zu schlagen. Die Engländer bewunderten es, mit welcher Geschicklichkeit sie durch einen Schlag mit der Fußsohle den Federball in der Luft zu erhalten wußten.

Ueberhaupt zeigten sie mit den Füßen eine sonderbare Gewandtheit. Ein englischer Matrose, der sich mit einem Cochinchinesen in einen Zweikampf (boxing) einließ, stand gerade auf dem Punkt, seinem Gegner einen entscheidenden Faustschlag zu geben, als dieser ihm plötzlich mit einem so furchtbaren Schlag mit dem Hacken ins Gesicht zuvorkam, daß er seine ganze Kämpferkunst darüber vergessen mußte,

In vielen andern Gebräuchen und Sitten dieser beiden Völker sieht man ebenfalls den chinesischen Ursprung.

So wie in China, herrscht Vielweiberei, jedoch behält auch hier die erste Frau den Vorzug. Auch sind die Heirathsceremonien, wie dort, mit Processionen und Feierlichkeiten überhäuft.

Es gibt hier mehr als eine Ursache zur Ehescheidung; bey wirklichem Ehebruch ist es zwar dem Manne zugestanden, die Frau zu tödten, allein er muß dies eigenhändig thun. In Cochinchina wurde eine solche Unglückliche von Elephanten zerfleischt.

Die übrigen Strafen sind, wie in China, der Bambo und das Cango, und nur durch jenen seltenen Monarchen Caunshung sind die auch vormals hier üblichen grausamen Foltern gemildert. Wahrscheinlich hat er ebenfalls das Ansehen und die widernatürliche Macht der Verschnittenen, welche auch hier sich in Menge fanden, vermindert.

Auch die Begräbnisse und Trauerceremonien sind gleich denen der Chinesen feierlich und langewährend.

In Tunkin ward der Astrolog zuvor über den Tag der Beerdigung befragt; oftmals wurden die Leichen der Großen Jahre lang bis zu der wirklichen Beerdigung in sehr kostbaren Särgen aufbewahrt. Selbst bei den Aermeren dauerte dies, obgleich unter diesem warmen Klima, 14 Tage. Während dieser Zeit brachte man täglich dem Todten einigemal ein Opfer. Die Anverwandten warfen sich vor der Leiche nieder, kurz, man sah auch hier, wie in China, die hohe Verehrung der Vorfahren.

Der Leiche wurden dann Stückchen Gold oder Perlen in den Mund gegeben, auch setzte man Reiß in den Sarg, alles, um auf der weiten Reise nicht zu darben.

Bei den großen Processionen des Leichenzuges erschienen dann die Söhne des Verstorbenen in grauen, groben Kleidern mit Stäben in der Hand, um sich, wenn Traurigkeit sie übermannte, darauf zu lehnen; die Töchter wurden eben deshalb sogar von eigenen Personen geführt.

Der größte Beweis der kindlichen Liebe besteht aber darin, daß der Sohn sich auf die Erde legt, und den Zug nebst der Leiche über sich hintreten läßt, und, nachdem er sich wieder aufgerichtet hat, sich anstrengt, den Sarg zurückzuschieben, um den Vater wieder zu dem Sitze der Lebendigen zurückkehren zu lassen.

Die Trauer selbst besteht, außer jener Aschfarbe der Kleidung, im Abschneiden der Haare, weshalb denn eine Strohmütze getragen wird; die Trauer dauert drei Jahre.

Die Familiengräber sind in verschiedenen Dorfschaften (Aldeas). Man wallfahrtet dann während der Trauerzeit zu dem Grabe, um zu opfern; das feierlichste und prächtigste Opfer wird aber nach Ablauf der Trauerzeit dargebracht.

Zusatz
zu
den Nachrichten von Cochinchina.

Die so eben erhaltenen Nachrichten, welche der ehemalige französische Offizier Renouard de St. Croix in seiner Reisebeschreibung über Tunkin und Cochinchina bekannt gemacht hat *), können die hier beigebrachte Darstellung von diesen wenig bekannten Ländern einigermaßen ergänzen.

Obgleich nur auf sehr kurze Zeit in dem Hafen von Turon, konnte dennoch der Verfasser durch die Mittheilung eines dort 18 Jahre lebenden Missionärs uns manche Aufschlüsse darüber geben.

Ist gleich die hier mitgetheilte Anzeige von der merkwürdigen Revolution von Cochinchina bei weitem nicht so deutlich und lehrreich, als sie uns Barrow gibt, wovon wir so eben einen Auszug geliefert haben, so lehrt sie dennoch, daß der rechtmäßige Thronerbe selbst damals, zu Ende des Jahrs 1807, seine väterlichen Länder ruhig besaß.

Nur erscheint der Charakter dieses seltnen Fürsten nach dem Berichte des französischen Missionärs in einem etwas minder günstigen Lichte, als nach dem Gemälde, welches Hr. v. Barissy, ebenfalls ein Franzose, dem Engländer Barrow davon entwarf. Wenigstens behauptet er, daß er gegen die Usurpatoren und ihre ganze Familie auf das härteste verfahren sey. Er habe sie, selbst das andere Geschlecht nicht ausgenommen, entweder nach dortigem schrecklichen Gebrauch durch Elephanten zerreissen, oder die Frauen köpfen lassen.

Freilich denke man hiebei einmal an die durch die Usurpatoren begangenen Majestätsverbrechen, ferner an die vielen tausend Unschuldigen, welche eben durch diese Rebellen umkamen, und endlich erinnere man sich, in Asien zu seyn.

Auch beschuldigt ihn jener Missionär einiger Undankbarkeit gegen 2 französische Officiere, welche durch ihre Kriegskenntnisse viel zur Wiedereroberung seines Reichs beitrugen, wie dies auch

*) Voyage commercial et politique aux Indes Orientales, aux I. Philippines, à la Chine, avec des notions sur la Cochinchine et le Tonquin. P. les ann. 1803 — 1807. Paris, chez Clamert. 1810. 3me Vol. p. 231 et suiv.

Barrow bezeugt. Indeß entließ er sie dennoch nicht ohne Belohnung.

Barrow, obgleich ein Engländer, deren Nation nie von diesem Monarchen gleich den Franzosen begünstigt war, führt dagegen ein merkwürdiges Beispiel seiner Gerechtigkeitsliebe an. Auf einem englischen Handelsschiffe waren in Turon sowohl der Oberkaufmann, als der Capitän gestorben. Caun-shung sandte sofort einen seiner Officiere, ließ von dem Schiffe Besitz nehmen, nicht, um sich seiner zu bemächtigen, sondern, um jede Ungerechtigkeit zu verhüten.

Er ließ nämlich das Schiff mit aller Ladung sofort nach Macao den dortigen Engländern zuführen, damit diese darüber alles nach Rechten bestimmen sollten.

Uebrigens hatten die Franzosen in der Gunst dieses Monarchen seit dem Augenblicke verloren, da er die schändliche Hinrichtung Ludwigs XVI. vernahm.

Caun-shung, beim St. Croix Ngu-Yen-Aah genannt, hatte aber ein noch höheres Verdienst um sein Land. Wir sahen nämlich zuvor, daß der König von Tunkin stets von China belehnt ward. Der rechtmäßige Monarch hatte sich nach zwanzigjährigem Unglück und harten Kämpfen nun beide Reiche wieder erworben. Er war hiedurch nach St. Croix Angabe Herr von 18 Millionen Menschen geworden. Jetzt fühlte er sich hinreichend mächtig, sich jener erniedrigenden Belehnung entziehen zu können; er nahm daher den Kaisertitel mit dem Namen Gia-Long an.

Auch gestehen selbst diese letztern Nachrichten, daß der jetzige Kaiser eine höchst genaue Polizei, selbst bei den Dörfern, eingeführt hat. Jedes Eigenthum ist auf das bestimmteste gesichert, ja, wenn ein Tunkinese sich an dem Eigenthum eines andern vergreift, oder ungerufen in das Haus einer Witwe, oder eines ledigen Frauenzimmers hineinginge, so würden die Aeltesten des Dorfs sofort ihn nicht blos persönlich bestrafen, sondern ihm sein Vieh hinwegführen, und es für die Gemeinde vor seinen Augen schlachten.

Finden aber die kaiserlichen Polizeiofficianten, daß ein Mandarin eine Ungerechtigkeit begangen hat, so verliert er sofort den Kopf.

Die Auflagen des Kaisers sollen indeß sehr groß seyn; sie übertreffen sogar die der vorigen Dynastie, und bringen das Volk sehr auf.

In Rücksicht der Religion hat dieser Monarch die Sekte der zuvor angeführten Zauberer auf das strengste verboten; seine Familie ist indeß dem Götzendienste zugethan. Sieht man aber den Kaiser für einen Freigeist an, so ist er dagegen tolerant. Er duldet die christliche Religion. In diesen letztern Jahren fanden sich 307,000 Catholiken in Tunkin; in Cochinchina aber

600,000. Es gab dort 6 Missionare, hierunter aber 4 Bischöfe, 2 Vikarien und 2 Gehülfen; Priester waren 104, allein St. Croix fürchtet, daß, da es an hinreichenden Mitteln für Seminarien fehlt, die Anzahl der Geistlichen sich vermindern werde.

Nach der hier angegebenen neuen Einrichtung hat Tunkin, ein Name, der eigentlich Don-King, die Stadt in Osten, klingen sollte, 12 Provinzen; hierunter hält die Provinz Xu-Nam fast so viel Menschen, als die übrigen zusammen. Diese theilen sich in zwei Klassen, in die der königlichen, und die der Volksklasse, das Militär steht gleichsam zwischen beiden, und jedes Dorf muß je nach seiner Menschenzahl zu letzterem liefern.

Die ganze Summe des Militärs wird hier sogar auf 200,000 Mann angegeben. Sie werden im 20sten Jahre enrollirt, und erhalten im 50sten den Abschied.

Obgleich Tunkin und Cochinchina unter einem Herrn stehen, so bleibt dennoch stets eine Verschiedenheit in einigen Punkten der Regierung. So z. B. erleichtert der Kaiser dem Bürger in Cochinchina das Ernähren des Militärs, nicht aber in Tunkin.

Es gibt hier Gesetze des Luxus für jede Klasse, sowohl in Hinsicht der Kleidung, als der Wohnungen. Der Schnitt des Kleides ist durchaus derselbe.

Von der hier beigebrachten dürftigen Anzeige der Naturprodukte dieses reichen Landes verdient Folgendes ausgehoben zu werden. Tunkin liefert außer dem Waschgolde Silber, Kupfer, etwas Blei, viel Eisen, Zinn und ein schwarzes Kupfer, welches selbst höher als Gold geschätzt wird (sollte es Sowa, also Composition seyn?); ferner natürlichen Salpeter.

Die Sardellen und der Stockfisch treten bis in die Mündungen der großen Flüsse. Man genießt auch hier als einen Leckerbissen die Puppen oder Chrysaliden des Seidenwurms.

Uebrigens beweisen auch diese neuesten Nachrichten die große Aehnlichkeit der hiesigen Einrichtungen, der Verfassung und der Sitten mit denen von China.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Eberhard August Wilhelm <<von>>,

Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

Bd.: 11

Stuttgart 1820

Geo.u. 498 b-10/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430368-3